

Szepter und Hammer

Karl May

Szepter und Hammer

Karl May

Carl May

Erstes Kapitel.Die Zigeunerin.

Auf der breiten Chaussee, welche durch das Dorf nach der Residenz führte, schritt ein junger Mann dahin.

Er mochte kaum mehr als zweiundzwanzig Jahre zählen, obgleich über seinem ganzen Wesen der Ausdruck des Charaktervollen, des innerlich und äußerlich Vollendeten lag. Seine hohe, kräftige Gestalt, die elegante Sicherheit seiner Bewegungen, die männlich schönen Züge seines von der Röthe der Gesundheit überhauchten Angesichtes konnten gewiß nur einen angenehmen Eindruck hervorbringen, und selbst das kleine, wohl gepflegte Bärtchen, welches seine vollen Lippen beschattete und in jedem anderen Antlitze stutzerhaft erschien wäre, schien hier zur Gesammtwirkung unbedingt nothwendig zu sein. Er trug einen feinen, gewiß von einem besseren Tailleur gefertigten

Promenadenanzug, und der goldene Zwicker, welcher den Blick seines Auges verschärfte, hatte seinen Sitz sicher nicht durch die schädliche Mode erhalten, durch das Tragen von Augengläsern ein vornehmes oder gelehrtes Aussehen zu gewinnen.

Zu beiden Seiten reihte sich, hinter schattigen Vorgärten halb verborgen oder anspruchsvoll bis an die Straße tretend, Villa an Villa. Zwischen zweien derselben lag, frappant von ihrer Architektonik abstoßend, ein kleines einstöckiges, schwarz geräuchertes Häuschen, durch den hohen Schornstein, das über der Thür angebrachte Wetterdach und mehrere umherliegende, der Reparatur harrende Geräthschaften deutlich als Schmiede bezeichnet.

Vor derselben hielt in diesem Augenblicke ein leichter Wagen. Es fehlte ihm der Kutscherbock; er mußte also wohl aus dem Fond gelenkt werden, und dies war heut jedenfalls nicht ganz fehlerlos geschehen,

denn es zeigte sich die hintere Achse
zerbrochen, und ein reich gallonirter Diener
stand zu Häupten des dampfenden
Gespannes, äußerst bemüht, dasselbe zu
beruhigen. Die Insassen waren
ausgestiegen. Es war nur ein Herr und eine
Dame. Der Erstere trug Generalsuniform,
obgleich er kaum das fünfundzwanzigste
Jahr zurückgelegt haben konnte. Er hatte
jenes Exterieur an sich, welches man sich
nur in den höheren Kreisen anzueignen
vermag, und schon der erste Blick auf ihn
ließ erkennen, daß Stolz und Hochmuth bei
ihm zu einer bedeutenden Entwicklung
gelangt seien. Die Dame trug sich ganz
nach dem Schnitte der grande mode; sie
zählte vielleicht siebzehn, zeigte aber die
sichere Tournure höherer Jahre. Ihre noch
kindlichen, weichen und sympathischen
Züge ließen errathen, daß die liebliche
Knospe sich in wenig Zeit zu einer Rose
von vollendeter Schönheit entfalten werde,
zu einer Rose, nach welcher wohl nicht
Jeder wagen durfte die begehrende Hand
auszustrecken. Ihre Wangen waren jetzt
bleich, jedenfalls eine Folge des gehabten

Schreckes; in ihrem großen, blauen Auge schimmerte es noch ängstlich feucht, aber ihre goldene Stimme klang mild und ruhig:

»Keine Sorge, Durchlaucht! Ich wußte mich mitten in der Gefahr unter dem starken Schutze eines Ritters, dessen ausgezeichneter Rang ja schon genügt, das höchste Vertrauen zu beanspruchen.«

Der General verbeugte sich dankend, aber sein Blick ruht unklar und forschend auf ihrem Angesichte. War es Wahrheit, was sie sagte, oder hatte sie sich trotz ihrer Jugend schon jene feine Schärfe angeeignet, welcher es leicht wird, den Verweis nur für die Ahnung auszusprechen? Sie sah ihm so offen in das vornehm blasirte Gesicht, und doch spielte ein Lächeln um ihren kleinen Mund, welches er fast geneigt war ironisch oder gar sarkastisch zu nennen. Er entschloß sich zu einer weiteren Vertheidigung: »Ein ächter Ritter, auf sich selbst angewiesen, wird stets ohne Furcht und Tadel sein; hat er aber mit den Eigenschaften unvernünftiger und schlecht

erzogener Wesen, wie diese beiden Rappen sind, zu rechnen, so kann er allerdings in die höchst fatale Lage kommen, auf Verzeihung rechnen zu müssen.«

»Excellenz haben jedenfalls ein kompetenteres Urtheil als mein Stallmeister, welcher allerdings behauptet, daß die Rappen eine ausgezeichnete Schule besitzen. Jedenfalls fürchtete er dieses Urtheil, als er bat, einen anderen Wagen zu nehmen und ihm die Führung desselben zu überlassen. Übrigens war das Intermezzo mehr amüsant als gefährlich, und selbst die Fatalität, den Schmied nicht anwesend zu finden, hat die angenehme Folge, mich auf eine verlängerte Frist auf die Dienste meines edlen Ritters angewiesen zu sehen.«

Wieder hatte sein Auge jenen forschenden, beinahe stechenden Blick wie vorhin. Hatten ihre Worte vielleicht den Zweck, ihm die Überlegenheit eines Stallmeisters begreiflich zu machen? Dann war das zarte Frauengebild vor ihm allerdings mehr erwachsen und gereift, als er angenommen

hatte. Seine äußern Augenwinkel zeigten einige leichte Fältchen, als er fortfuhr:
»Könnten diese Dienste doch von ewiger Dauer sein, meine gnädige Prinzeß! Aber man wird in Angst um Euer Hoheit sein. Ich muß den Wagen hier zurücklassen und einen anderen requiriren.«

Er wandte sich an die Frau des abwesenden Schmiedes, welche, Auskunft ertheilend, bisher unter dem Eingange gestanden hatte.

»Also der Meister kommt erst am Abende zurück?«

»Ja.«

»Und Sie haben Niemand, der die sofortige Reparatur ausführen könnte?«

»Nein. Der Lehrjunge, welcher beim Nägelschlagen ist, bringt das nicht fertig.«

»So giebt es vielleicht in der Nähe einen anständigen Wagen, den man sich leihen kann?«

»Allerdings. Aber – Grüß Gott, Herr Doktor!« unterbrach sie sich.

»Prächtiges Wetter zum Spazieren. Nicht?«

Diese Worte waren an den mittlerweile herangekommenen Fußgänger gerichtet, welcher im Begriffe gestanden hatte, grüßend vorüberzuschreiten, jetzt aber, den Hut ziehend, näher trat. Die Frau streckte ihm halb vertraulich, halb respektvoll die Hand entgegen.

»Der Herr Pathe wollte wohl gar vorübergehen?«

»Um nicht zu stören.«

»Stören? Es findet ja das gerade Gegentheil statt! Diese Herrschaften haben die Achse zerbrochen; mein Mann ist nicht da, und drüben der Sommergast, der Engländer, borgt seinen Wagen keinem Menschen als nur dem Herrn Doktor. Da könnte der Herr Pathe helfen, wenn er so gut sein wollte.«

»Mein Freund, Lord Halingbrook, ist leider nach der Stadt gefahren; er begegnete mir, und in der Nähe wird es einen Wagen weiter nicht zur Verfügung geben. Doch wenn Herzogliche Hoheit« – er verbeugte sich höflich aber gemessen vor dem Generale – »gestatten, werde ich Dero Wagen in kurzer Zeit gebrauchsfähig herstellen. Hat der Herd Feuer?«

»Ja; der Junge braucht es zum Nägelmachen.«

»So mach die Frau Pathe es den Herrschaften bequem. Ich werde sofort an die Arbeit gehen.«

Er trat an die Schmiede, zog den Gehrock aus, streifte die Ärmel empor und band sich das dort hängende Schurzfell des Meisters vor. Nachdem das Feuer gehörig angefacht war, untersuchte er den schadhaften Theil des Wagens.

»In einer halben Stunde werden Durchlaucht fahren können,« lautete seine

Entscheidung.

Beide, sowohl der General als auch die Dame, hatten den Vorgang mit sichtlicher Verwunderung verfolgt. War dieser so distinguiert aussehende Mann, welcher den Doktortitel führte, wirklich im Stande, eine zerbrochene Wagenachse zu reparieren? Die Schmiedin hatte ihn Pathe genannt; er konnte also von keinem ungewöhnlichen Herkommen sein, und doch war er Freund des Lord Halingbrook, eines stolzen, exklusiven Engländer, welcher als Gesandter seiner Königin Zutritt beim Hofe hatte. Das war ein Rätsel, für welches sich besonders die Dame zu interessiren schien.

Sie beobachtete jede seiner Bewegungen mit Aufmerksamkeit und machte dabei die Bemerkung, daß er eine ungewöhnliche Körperstärke besitzen müsse. Die Pferde waren im Nu ausgespannt, und dann hantirte, hob und schob er an dem Wagen, als ob er ein leichtes Kinderspielzeug in den Händen habe. Dann ertönten aus der Schmiede mächtige Hammerschläge, so

daß die Funken durch den Eingang auf die Straße stoben.

Die Schmiedefrau hatte ein Tischchen mit zwei Stühlen, auf welchen die Herrschaften Platz nahmen, vor das Haus gesetzt.

»Wie nennt sich der Herr, welcher sonderbarer Weise Arzt und Schmied zu gleicher Zeit ist?« frug die Dame.

»Arzt? Nein, das ist er nicht, sondern Doktor der Jurisprudenz,« antwortete die Gefragte mit sichtlichem Stolze.

»In seinem Alter? Welche Stellung bekleidet er?«

»Keine; er hat das nicht nothwendig und sagt, es hindere ihn am Weiterlernen. Er ist der Sohn vom Hofschmied Brandauer; ich habe mit dem König und dem Lord Halingbrook Pathe bei ihm gestanden.«

»Ah, die gewöhnliche Bettelei durch Gevatterbrief, der man leider so oft

ausgesetzt ist!« dehnte der General geringschätzig.

Das Gesicht der Schmiedefrau röthete sich ein wenig.

»Darf ich fragen, wer der Herr Offizier ist?«

»Ich bin der Prinz von Raumburg und General. Diese Dame ist die Prinzeß Asta von Süderland, königliche Hoheit.«

Er schien mit dieser Vorstellung einen dominirenden Eindruck beabsichtigt zu haben, hatte sich aber geirrt, denn die Frau erschrak nicht im mindesten, sondern wandte sich mit einer allerdings freudig überraschten Miene an die Prinzessin.

»Das ist schön, Hoheit, daß ich Sie einmal sehe! Der Herr Pathe hat uns immer sehr viel Gutes und Löbliches von Ihnen und Ihrem Herrn Vater, dem König, erzählt. Er hat ein gar scharfes Auge für die Politik und wäre wohl auch als Offizier an seinem

Platze. Die Majestät verkehrt sehr viel in der Hofschniede und hat immer verlangt, daß er Dienst nehmen soll; aber er hat niemals gewollt.«

»So kennt er mich?«

»Nein; er hat Sie noch nie gesehen; aber den Herrn General hier kennt er.«

»So hat er auch von mir gesprochen?« frug dieser mit beinahe wegwerfender Belustigung.

»Sehr oft!«

»Doch auch nur Gutes und Löbliches, wie ich wohl erwarten darf?«

Sie zögerte einen Augenblick; dann antwortete sie:

»Ja, Gutes, denn er hat erzählt, daß der Herzog von Raumburg, Ihr Vater, einst unser König wird, wenn der jetzige stirbt, der keine Kinder hat. Aber sagen muß ich Ihnen doch, daß die Gevatterschaft damals

keine Bettelei war. Der König und der Lord haben sich ja beide selbst angeboten, und der Hofschnied hat gehorchen müssen; aber darauf hat er bestanden, daß ich dabei sein müsse, und das ist den hohen Herren auch ganz recht gewesen. Unsere Majestät ist eben ein sehr lieber Herr, der nur das Beste seiner Unterthanen will und Alle seine Kinder nennt. Gott gebe es, daß es später nicht anders wird!«

Der General schien zu einem scharfen Worte bereit, hielt es aber zurück, da eine fremdartige Erscheinung sich der Schmiede näherte und die Anwesenden grüßte.

Es war eine alte Frau. Sie ging vollständig barfuß, trug einen einzigen Rock von grellrother Farbe, um die Schultern einen gelben, arg beschmutzten Überwurf und hatte ein blaues Tuch turbanartig um den Kopf geschlungen. Ihr Teint war tiefbraun; zahlreiche Runzeln durchfurchten ihr Gesicht, in welchem eine scharfe Nase über einem spitzen Kinne thronte, und ihre Gestalt lag gebeugt auf dem Stocke, auf den

sie die beiden Hände stützte. Als Nordländerin hätte man sie über sechzig Jahre alt schätzen müssen; aber sie war augenscheinlich eine Zigeunerin, und da Frauen dieses Stammes sehr schnell altern, so war es sehr wahrscheinlich, daß sie diese Höhe noch nicht erreicht hatte.

Sie zeigte bei dem Anblicke des Offiziers nicht die mindeste Verlegenheit. Ihn und die Anderen mit scharfem Auge musternd, grüßte sie mit einer beinahe stolzen Handbewegung und frug:

»Hat der goldige Herr eine kleine Gabe übrig für Zarba, die Zigeunerin?«

Er warf höchst indignirt den Kopf zurück.

»Geh! Ihr und das Betteln seid im Land verboten.«

Sie trat ihm um einen Schritt näher und bohrte den scharfen Blick ihres großen, dunklen Auges forschend in sein Gesicht.

»Wie? Der Herr Offizier heißt mich gehen?
Gab es nicht eine Zeit, in welcher Zarba,
die Vajdzina ihres Stammes, selbst Fürsten
willkommen war? Ich kenne Dein Gesicht
und Deine kalten Augen, denen nur der
Stolz und Hochmuth ein Leben gibt. Du
bist der Sohn eines Herzogs und trachtest
nach Scepter und Krone. Aber Du hast die
Zingaritta von Dir gewiesen, und so wird
Dein Aufgang sein wie der Tritt des
Elephanten, der Alles zermalmt, Dein Ende
aber wie der Tod des Wildes, das im
finstern Dickicht stirbt, einsam, verlassen
und vom Blute triefend!«

Sie hatte sich gerade emporgerichtet, so
hoch ihre Gestalt es erlaubte. Die Rechte
auf den Stock gestützt, hielt sie die Linke
wie beschwörend in die Höhe. Ihre Augen
leuchteten, die Falten ihres Gesichtes hatten
sich geglättet, und ihre Worte drangen
zischend durch die elfenbeinernen Zähne,
welche zwischen den dünnen,
zusammengeschrumpften Lippen
hervorglänzten. Bei all ihrer jetzigen
Häßlichkeit ließ sich vermuthen, daß sie

früher wohl ein schönes Mädchen gewesen sei.

Der Prinz war aufgesprungen. Auch sein Auge blitzte. Von Wuth übermannt ergriff er sie beim Arme.

»Weib, Hexe, soll ich Dich zermalmen?«

Auch die Prinzessin hatte sich erhoben. Ihr milder, verwunderter Blick traf sein Auge. Er nahm die Hand von der Zigeunerin und wandte sich zur Schmiedin.

»Schicken Sie sofort Ihren Lehrling nach der Polizei. Diese Landstreicherin wird arretirt!«

In diesem Augenblicke trat Doktor Brandauer aus der Schmiede, den großen Zuschlagehammer in der Hand. Die Zigeunerin sah ihn; ihr Auge schien dreifache Schärfe zu gewinnen, und über ihr erregtes Gesicht glitt ein Zug der Überraschung. Mit zwei raschen Schritten stand sie vor ihm.

»Du bist Max, der Sohn aus der Hofschmiede?«

»Ja,« antwortete er verwundert.

»Ich bin Zarba, die Zingaritta.«

»Zarba? Ists möglich!« rief er, während die freudigste Überraschung sein offenes Gesicht erhellt. »Endlich, endlich wird unser größter Wunsch erfüllt. Du mußt mit zum Vater!«

»Zarba darf Dir nicht folgen.«

»Warum nicht?«

»Sie soll arretirt werden.«

»Warum?«

»Weil sie den hohen Herrn in die Zukunft blicken ließ.«

»Der Herr General wird Dich nicht arretiren lassen. Du gehst mit mir!«

Diese Worte wurden mit einer Bestimmtheit gesprochen, von welcher sich der Prinz beleidigt fühlte.

»Oho!« meinte er. »Ich habe die Arretur befohlen und werde mir Gehorsam zu verschaffen wissen!«

Den schweren, eisernen Hammer wie federleicht in der Hand schwingend, blickte ihm Brandauer lächelnd in das Angesicht.

»Durchlaucht, ich bitte unterthänigst, diese Frau freizugeben.«

»Ich habe keine Veranlassung, meinen Befehl zurückzunehmen.«

»Und ich erbat aus Höflichkeit, was ich nicht zu erbitten brauchte. Es hat hier Niemand Veranlassung, Ihren Befehlen Gehorsam zu leisten. Wir gehören weder zur Polizei noch zu Ihrer Dienerschaft, und Zarba steht unter meinem ganz besonderen Schutze. Wollen Sie mich zwingen, sie

Ihnen zu entziehen, ohne die Reparatur vollendet zu haben?«

»Wir werden uns eines anderen Wagens bedienen!«

Da trat die Prinzessin zu dem Doktor.

»Herr Doktor, vollenden Sie das Begonnene. Asta von Süderland bittet Sie darum!«

Ein Blitz seines Auges leuchtete an ihr empor.

»Königliche Hoheit, dieser Wunsch ist mir allerdings Befehl. Ich lasse mich von keinem Herrscher kommandieren; aus solchem Munde aber genügt ein Wort, mich zu willfährigsten Ihrer Diener zu machen. Zarba, geh in die Stube, und warte, bis ich fertig bin!«

Sie schüttelte langsam das Haupt und sah ihn mit einem Blicke an, welcher

eigenthümlich zwischen Liebe und Demuth glänzte.

»Das Volk der Brinjaaren und Lampadaaren hat Indien verlassen, weil Bhowannie, die Göttin, es ihm gebot. Es irrt im fremden Lande und hat weder Ruhe noch Rast, bis der Wunderbaum gefunden ist, an welchem es sich versammelt, um die Erde zu beherrschen. Zarba ist eine Tochter ihres Stammes; sie darf nicht ruhen, wenn der Geist sie treibt. Sie muß gehen; aber Du wirst sie wiedersehen, noch ehe die Sonne dreimal untergegangen ist. Gieb mir Deine Hand!«

Sie nahm seine Linke, warf aber kaum einen kurzen Blick in dieselbe. Ihr Auge suchte das Weite und haftete dort mit einem Ausdrucke, als thäten sich ihm die Pforten der Zukunft auf, um ihn die Gestalten späterer Zeiten schauen zu lassen. Dann sah sie ihm fest in das erwartungsvoll lächelnde Angesicht.

»Der Geist ist allwissend, aber das Auge des Menschen ist schwach; doch wenn der Geist es stärkt, dann werden vor ihm Dinge offenbar, die es sonst nicht zu erblicken vermag. Du wirst nicht glauben, was Dir Zarba sagt, und dennoch wird es sich erfüllen. Deine Hand ist stark, den Hammer zu schwingen; sie bedarf dieser Stärke, um später das Scepter zu halten. Scepter und Hammer wird die Lösung Deines Lebens sein. Du wirst Liebe säen und Feindschaft ernten; aber Deine Faust wird wie ein Hammer auf die Häupter Deiner Feinde fallen und ihnen die Kronen entreißen, die sie Dir zu rauben trachteten. Ich sehe Dich mit hochgeschwungener Keule mitten unter ihnen; ich sehe sie stürzen und sterben oder um Gnade flehen; ich sehe Dich hoch über ihnen, und an Deiner Seite –«

Sie hielt wie unter dem Eindrucke eines unerwarteten Gesichtes plötzlich inne und ergriff dann mit einer schnellen Bewegung die Hand der Prinzessin, welche in der Nähe stehen geblieben war. Dann fuhr sie in dem vorigen Tone fort:

»Ich sehe Dich hoch über ihnen, und an
Deiner Seite den Engel Deines Lebens, den
Du gefunden hast, als Du den Hammer
hieltest, und der Dir treu bleibt, auch wenn
Du das Scepter trägst. Glaube es Zarba
nicht, aber sage ihr später, daß sie Dir die
Wahrheit verkündete!«

Sie gab die beiden Hände frei, wandte sich
um, und war mit größerer Schnelligkeit, als
man ihr zugetraut hätte, auf dem schmalen
Pfade, welcher zwischen der Schmiede und
der nächsten Villa in das Freie führte,
verschwunden. –

Kapitel

Kapitel

Kapitel

Kapitel

Kapitel

Zweites Kapitel.Belauscht.

Es war am Abende desselben Tages. Max Brandauer saß in dem Zimmer der Hofschniede, welches ihm die Eltern als Studirstube überwiesen hatten, und versuchte, seine Gedanken auf die Lektüre einer militärwissenschaftlichen Abhandlung zu konzentrieren. Es gelang ihm nicht, denn immer kehrten dieselben zu der heutigen Begegnung zurück.

Zunächst fesselte die Erscheinung der Zigeunerin seine Aufmerksamkeit. An ihren Namen knüpften sich Thatsachen und Erinnerungen, welche auf die ersten Tage seiner Kindheit, seines Lebens zurückführten. Er hatte sie als fünfjähriger Knabe ein einziges Mal gesehen; damals hatte sie in der Zeit des Nachsommers gestanden und eine immerhin noch anziehende Persönlichkeit gebildet. Sie war plötzlich verschwunden, ebenso schnell und unerwartet, wie sie gekommen war. Dann

hatten die Eltern ihrer geharrt eine ganze Reihe von Jahren, und nun heut war sie wieder erschienen, ob nur für den einen Augenblick, ob für längere Zeit, ob aus oberflächlichen, gewöhnlichen Gründen oder zur Lösung der Rätsel, die mit ihrem früheren Auftreten verbunden waren – wer konnte das wissen?

Er hatte den Eltern von der Begegnung erzählt und von der Mutter einen linden Verweis erhalten, daß er sie wieder aus den Augen gelassen hatte. Der Vater aber war ruhig geblieben in der festen Überzeugung: »Sie kommt sicher, wenn sie es wirklich gewesen ist!«

Neben der verfallenen Gestalt der alten Wahrsagerin hob sich vor seinem geistigen Auge die Erscheinung der Prinzessin wie ein liches, glanzvolles Phänomen ab, dessen Strahlen unter den Lidern hindurch bis hinab in die tiefste Seele dringen. Er hatte die süßen, beglückenden Regungen der Liebe noch nie empfunden; es entging ihm also der Maßstab für die wunderbare

Stimmung, in welche er sich seit heute versetzt fühlte, und er ließ, halb sinnend, halb träumend, mehr noch aber empfindend, die Erinnerung an das eigenthümliche Erlebniß ungestört auf sich einwirken.

Drunten in der Werkstatt waren die Hammerschläge längst verhallt, und nach dem eingenommenen Abendbrode saßen die drei Gesellen vor der Thür, um über Dieses und Jenes zu sprechen und ihre Pfeife dabei zu schmauchen. Unweit von ihnen hockten die zwei Lehrjungen auf umgestürzten Wagenrädern, in der lóblichen Absicht, von dieser Unterhaltung so viel wie möglich wegzuschnappen und dabei den Geruch des Kanasters zu genießen, der eine feinere Nase allerdings nicht in Entzücken versetzt hätte.

»Ja,« meinte Thomas, der Obergeselle, »der junge Herr ist nun wieder da, und nun giept es zuweilen doch eine Plaisir, pei der man mitmachen darf. Alle Tage eine Fechtübung mit Rappier, Floret, Hieper und Stoßdegen,

am Apend eine Wasserfahrt oder sonst ein Ausgang, pei dem der Thomas nicht fehlen darf. Das pringt außer dem Vergnügen ein Glas Pier, eine Putterpemme mit Schinken oder – –«

»Oder ein Glas Doppelwachholder mit Ambalema,« fiel ihm der Zweite in die Rede.

»Ja, das ist am Den!« stimmte der Dritte bei.

Die drei Gesellen waren nämlich durchweg Originale. Alle drei hatten gedient, Thomas bei der Reiterei, Baldrian bei den Grenadiere und Heinrich bei der Artillerie; Jeder von ihnen hatte es zum Unteroffizier gebracht und hielt seine Waffe für die vorzüglichste. Sie waren unverheiratet und fest entschlossen, ihre jetzige gute Stellung so lang wie möglich beizubehalten, obgleich Jeder ohne Wissen des Anderen im tiefsten Winkel seines Herzens ein Ideal beherbergte, welches die größte Ähnlichkeit mit einer behäbigen Frauengestalt hatte.

Thomas nämlich hielt gar große Stücke auf die Wittfrau Barbara Seidenmüller, Baldrian träumte sehr oft von der allerliebsten, jungen Wittfrau und Kartoffelhändlerin Barbara Seidenmüller, und Heinrich trank seinen Abendschoppen am liebsten bei der ehr- und tugendsamen Wittfrau, Kartoffelhändlerin und Gasthofsbesitzerin Barbara Seidenmüller.

Dabei hatte Jeder von ihnen, wie man zu sagen pflegt, seine kleine Neunundneunzig. Thomas Schubert, der Kavallerist, hatte es in seinem ganzen Leben niemals fertig gebracht, ein B auszusprechen, so daß sein eigener Name in seinem Munde nicht anders als Schupert klang. Baldrian, der Grenadier, war höchst schweigsam und beteiligte sich an den gewöhnlichen Gesprächen meist nur mit den Worten: »Ja, das ist an Dem,« oder »das ist nicht an Dem,« verwechselte dabei aber regelmäßig den Casus und brachte daher stets ein »am Den« zum Vorscheine. Heinrich, der Artillerist, war der Quälgeist der beiden anderen; er hatte stets einen Widerspruch

oder eine Ironie bei der Hand und besaß dabei die Eigenthümlichkeit, Alles in hundertfacher Größe darzustellen oder, wie man es gewöhnlich nennt, ganz gewaltig aufzuschneiden, ohne daß man dabei das Recht gehabt hätte, an seiner Biederkeit zu zweifeln.

Thomas schien die Unterbrechung seiner Rede nicht belobigen zu wollen; er stieß heftig einen Mund voll Rauch in die Luft und meinte:

»Haltet den Schnapfel, Ihr Kerls! Was geht Euch mein Doppelwachholder an oder gar meine Lieplingscigarre? Ampalema ist nun einmal das beste Deckplatt, was es giept, das ist nicht apzustreiten. Hapamos, Capalleros, Londres, Patavia, Puros, Alles, Alles ist nichts gegen die ächte Ampalema. Der Herr Meister raucht nur solche, und da ist es unsere Schuldigkeit, ganz dasselpe auch zu thun. Üprigens hapt Ihr mich nicht irre zu machen, wenn ich vom jungen Herrn erzähle. Heut Apend soll ich ein Stück den Fluß hinaprudern, und Ihr könnt es gar

nicht glaupen, wie gern ich das thue. Da liegt er still im Kahne, hat die Augen zu und sagt kein Wort; aper ich weiß, daß er gerade da am meisten sinnt und studirt. Und wenn wir dann zurückkommen und er gipt mir die Hand und sagt: ›Heut war's wieder schön; Hap Dank, mein lieper Thomas!‹ so könnte ich ihn umarmen, wenn er dazu nicht gar zu gelehrt und vornehm wäre. Er hat so etwas an sich, was ich nicht bei dem rechten Namen nennen kann, was einem das Herz raupt und doch gewaltig in Respekt versetzt. Ich hape einmal ein Theaterstück gesehen, das hieß "der verwischte Prinz," und –«

»Der verwunschene Prinz,« wagte hier Fritz, der eine Lehrjunge, zu verbessern.

»Still, Grünschnapel! Wenn der Obergesell spricht, so hapen die Gesellen zu schweigen und die Lehrpuppen also erst recht! Op ein Prinz verwischt ist oder verwunschen, das pleipt sich ganz egal! Also in dem Stücke kommt ein Prinz vor, der ein Schuster ist, und wenn ich den jungen Herrn sehe, so –«

»So kommt es Dir allemal vor, als ob er der Schuster sei und Du der Prinz,« unterbrach ihn Heinrich.

»Du sollst mich nicht in meiner schönsten Rede unterprechen; ich weiß sonst zuletzt gar nicht mehr, wo ich wieder anzufangen hape!«

»Ja, das ist am Den!« meinte Baldrian.

»Also, dieser Prinz, der ein Schuster war –«

»Thomas!« rief in diesem Augenblicke Max durch das geöffnete Fenster herab.

Der alte Unteroffizier erhob sich in kerzengerade Stellung.

»Zu Pefhl, Herr Doktor!«

»Bist Du fertig?«

»Allemal!«

Er strich das Haar glatt, schob die Mütze zurecht und knüpfte den Rock zu. Dann

reichte er dem Lehrjungen die Pfeife hin.

»Da Fritz; trage sie hinauf in meine Kammer, weiß's schon, an welchen Nagel! Im Herrendienst ist das Tapakrauchen ordonnanzwidrig.«

Nach einigen Minuten kam der Doktor herab.

»Wir gehen durch den Garten, Thomas; wir kommen da näher.«

In sechs Schritten Entfernung folgte ihm der Geselle. Als sie geräuschlos über den weichen Rasenplatz schritten, gewahrte der Letztere in einer Ecke des Gartens die beiden Lehrlinge, welche sich niedergelassen hatten und behaglich einer um den anderen an seiner Pfeife sogen. Ein durch den Rauch hervorgebrachtes Husten hatte sie verrathen.

»Herr Doktor!«

»Was?«

»Erlaufen Sie mir eine Seitenschwenkung!
Dort sitzen die peiden Hallunken und
peißen mir die Pfeifenspitze entzwei.«

Er schlich sich näher und hatte bald die
beiden Missethäter bei den Haaren.

»Was macht Ihr da mit meiner Pfeife, Ihr
Schlingels! Ist das hier etwa meine
Kammer, he? Da und da, hapt Ihr eine
Ohrfeige als Apschlagsgeld; die
Hauptsumme kommt nach, wenn ich wieder
zu Hause pin. Jetzt hape ich keine Zeit,
denn zu so etwas gehört die richtige Muse
und Gemüthlichkeit!« Er steckte die Pfeife
zu sich und eilte dem Doktor nach.

Dieser hatte bereits den Fluß erreicht,
welcher in der Nähe des Gartens
vorüberfloß. Am Ufer hing eine Gondel,
welche dem Schmied gehörte. Sie stiegen
ein und stießen ab. Die Fahrt ging
stromabwärts. Thomas brauchte nicht zu
rudern, und Max saß am Steuer, um den
Kahn treiben zu lassen. Das Dunkel des
Abends senkte sich nieder, und am

Firmamente traten Tausende von Sternen hervor, welche die sich zur Ruhe rüstende Erde mit magischem Lichte bestrahlten. Sie fuhren am Palaste des Herzogs von Raumburg vorüber und erreichten dann das Palais, welches zur Aufnahme hoher Gäste erbaut war. Gegenwärtig bewohnte es der Erbprinz von Süderland, dem benachbarten Königreiche, mit Gemahlin und Schwester, welche die Residenz mit einem Besuche beehrten, dem man eine geheime, diplomatische Mission unterschob. Das prachtvolle Gebäude lag etwas vom Ufer zurück in einem Garten, welcher an den Fluß stieß und sich längs desselben zu einem wohl gepflegten Parke verbreiterte. Ein kleiner Landeplatz lag dem Gartenthor gegenüber; Max legte eine Strecke oberhalb desselben an.

»Bleib hier halten, Thomas, bis ich wiederkomme!«

»Der Zutritt ist hier verpoten, Herr Doktor!«

»Ich weiß es.«

Trotz dieser Antwort aber stieg er aus und stand nach einem raschen Sprunge über das eiserne Staket hinweg im Garten. Es trieb ihn keine bestimmte Absicht an diesen Ort, und wäre er gefragt worden, so hätte er über sein Thun nicht die mindeste Rechenschaft zu geben vermocht. Das Menschenherz ist der unbegreiflichste Motor unserer Handlungen und verträgt keine Kontrole, als nur die eigene.

Er näherte sich dem Hause, von welchem nur wenige Fenster erleuchtet waren. Er beobachtete eines nach dem andern, doch kein Schatten wollte ihm die Anwesenheit Derjenigen zeigen, deren Bild ihn magnetisch herbeizogen hatte. Da ließen sich Schritte im Kiese des Ganges vernehmen; er trat hinter ein Bosket. Zwei Damen nahten, in eifriges Gespräch vertieft. Sie waren Beide hell gekleidet, und ihre Gestalten hoben sich von dem dunklen Grunde des Gartens ab.

»So laß uns gegen diese Politik konspiriren, meine gute Asta,« meinte die eine. »Du sollst ihr nicht zum Opfer fallen, denn dieser Prinz, er ist auch mir unsympathisch.«

Mehr konnte er nicht vernehmen; aber er wußte nun, ohne darnach getrachtet zu haben, welcher Grund die königlichen Gäste herbeigeführt hatte. So lange er die Damen mit den Augen verfolgen konnte, blieb er stehen; dann kehrte er auf denselben Wege, den er gekommen war, zum Kahne zurück.

»Weiter hinunter?« frug Thomas.

»Ja.«

Wieder begann die Wasserfahrt. Max saß still und träumte. Er sah wohl kaum irgend eine Parthei der beiden Ufer, welche im lichten Sternenscheine hüben und drüben lagen; er sah nur die lichte Gestalt, die an der Seite der fremden Kronprinzessin an ihm vorübergegangen war. Was hatte er mit

ihr? Sie war die Tochter eines Königs und er der Sohn eines einfachen Schmiedes. Aber eine solche Reflexion gab es nicht in ihm. Er war ihr gefolgt wie dem Sterne, von welchem das Auge nicht lassen kann, obgleich er Billionen von Meilen hoch über der Erde steht.

So waren sie eine ziemliche Strecke abwärts gelangt, ehe er wieder umkehren ließ und mit zu dem Ruder griff; diese Arbeit that ihm wohl, es war, als wolle er das, was in ihm vorging, durch äußere Anstrengung zur Klärung bringen, und so flog der Kahn, von vier kräftigen Händen getrieben, mit genügender Schnelligkeit wieder stromaufwärts.

Sie hatten eben den Palast des Herzogs von Raumburg passirt, als ihnen ein kleineres Fahrzeug begegnete. Max hätte wohl nicht sehr auf dasselbe geachtet, wenn nicht Thomas ihn darauf aufmerksam gemacht hätte. »Dort kommt ein Engländer, Herr Doktor. Das ist einer vom Ruderklapp in

seiner Nußschale. Wo mag der noch hinwollen?«

Es war einer jener kleinen Wellenstecher, welche mit Paddelruder fortbewegt werden und, wenn der Mann darin sitzt, kaum zwei Zoll Bordhöhe haben. Er kam vom andern Ufer herüber und konnte die beiden Männer, welche im Schatten der dichtbelaubten Bäume ruderten, nicht leicht bemerken.

»Ein eigenthümlicher Kerl,« meinte Thomas, als ein zufälliger Lichtstrahl von drüben herüber auf das kleine Fahrzeug fiel. »Der sieht ja fast wie ein Türke aus: ein gelper Kaftan und ein plauer Turpan!«

Jetzt blickte Max genau hin. Seine Vermuthung bestätigte sich, es war die Zigeunerin, welche sich ein Boot vom Ruderklubb losgekettet hatte und jedenfalls auf einer geheimnißvollen Parthie begriffen war.

»Laß sie vorüber!«

»Zu Pefhl, Herr Doktor!« meinte Thomas, ein wenig befremdet über das "sie".

»So. Wir müssen unbemerkt folgen. Umgelenkt!«

Der verfolgte Kahn fuhr an dem Palaste vorüber und landete eine Strecke unterhalb desselben im Ufergesträuch, welches an den Garten stieß. Max befand sich mit seiner Gondel noch oberhalb des Gebäudes. Er legte das Steuer nach links herüber und landete auch.

»Thomas, willst Du ein Abenteuer mitmachen?«

»Ein Apenteuer? Ich pin allemal dapei!«

»Die dort im Kahne saß, ist kein Mann, sondern eine Frau.«

»Eine Frau? Potz Tausend; was hat die hier zu suchen? Es muß doch bereits elf Uhr vorüper sein!«

»Es ist eine Zigeunerin. Sie will jedenfalls in das herzogliche Palais, und zwar heimlich, daher landet sie weiter unten.«

»Dann muß sie durch den Garten.«

»Allerdings. Wir müssen ihr zuvorkommen.«

»Zu Pefehl, Herr Doktor! Ich pinde den Kahn hier an den Paum. So; da hängt er fest.«

»Dann vorwärts; schnell!«

Kapitel

Drittes Kapitel.Die Brüder Jesu.

Es war an demselben Abende. Der nach der Hauptstadt gehende Schnellzug mußte bald kommen, und die Reisenden im Wartezimmer erster und zweiter Klasse machten sich allmählich zum Aufbruche fertig.

An einem der entfernt stehenden Tische saßen zwei Männer, deren Äußeres nicht kontrastirender gedacht werden konnte. Der Eine, welcher die Uniform eines Obersten der Infanterie trug, war mit beinahe herkulischen Gliedmaßen begabt und überragte den andern, welcher außerordentlich klein und schwächlich gebaut war, beinahe um das Doppelte. Seine Gesichtszüge waren, wenn nicht roh, so doch außerordentlich eckig und kantig geschnitten und zeigten jene intensive Röthe, welche die Folge einer wohlbesetzten Tafel und eines ebenso gut

gefüllten Kellers zu sein pflegt. Wenn es zugegeben werden muß, daß es Physiognomien gibt, welche zu einem zoologischen Vergleiche auffordern, so mußte man zugestehen, daß dieses Gesicht an denjenigen Wiederkäuer erinnerte, welcher in den Savannen der westlichen Hemisphäre wild gejagt und in Spanien zu aufregenden Kämpfen benutzt wird. Gewalt und Eigenwille waren deutlich in demselben ausgeprägt, und stier, wie die Augen blickten, mußte auch der Charakter sein, der wohl durch keine klärende und läuternde Schule gegangen war. Der Offizier machte ganz den Eindruck eines Mannes, der sich durch rohe Tapferkeit und Hintansetzung aller Gefahr vom niedrigsten Grade, wo eine bessere Bildung nicht verlangt wird, zu einer Charge emporgeschwungen hat, welcher er in intellektueller Beziehung sich nur mit Mühe gewachsen zeigen kann. Der Andere, dessen Bewegungen außerordentlich leicht und lebhaft waren, trug eine feine, durchweg schwarze Kleidung. Das bleiche, bartlose Gesicht hatte etwas freundlich

Lauerndes und das Auge einen sicheren, durchdringenden Blick, dem wohl schwer etwas entgehen konnte, was es sich zu erfassen bemühte.

»Also ein self-man sind Sie, Herr Oberst,« meinte der Kleine, »der Alles, was er ist und hat, sich selbst verdankt. Dann ist Ihr Weg voller Dornen gewesen und wird es später wohl noch mehr sein. Gerade in Ihrer Branche ist die Konnexion der Hauptfaktor des Vorwärtsschreitens.«

»Der Teufel soll mich holen, wenn dies nicht wahr ist! Konnexion, Protektion und noch so manche andere "ion" bringt manchen Laffen in die Höhe, der nichts vorzustellen vermag, als einen betreßten und bebrouillonten Taugenichts. Nur gut, daß es auch gewisse "ions" gibt, bei denen diese Schlingels spurlos verschwinden, weil da nur der gebraucht werden kann, der einen ganzen Mann abgibt!«

»Und diese "ions," welche sind es?«

Der Offizier blickte sich vorsichtig um und flüsterte:

»Dieselben, welche auch Sie meinen:
Rebellion, Revolution. Lassen Sie es nur so bald wie möglich losgehen; ich bin mit Leib und Seele dabei und werde die mir angewiesene Stelle zur vollsten Zufriedenheit ausfüllen.«

»So schnell, wie Sie wünschen, geht es allerdings nicht. Ein so großes und gefährliches Werk bedarf der sorgsamsten und umfassendsten Vorbereitungen.«

»Pah! Ich bin vorbereitet und meine Jungens machen alle mit. Der Teufel soll mich holen, wenn ein einziger zurückbleibt!«

»Sind Sie dessen sicher?«

»Sicher? Welche Frage! Ich bin Oberst, und mein Regiment hat mir zu gehorchen.«

»Gewiß, in den gegenwärtigen regulären Verhältnissen. Ob es Ihnen aber auch dann gehorcht, wenn diese Verhältnisse auf den Kopf gestellt werden, das ist eine Frage, welche nicht so leicht beantwortet werden kann.«

»Dann bin ich erst recht meiner Sache sicher.«

»Auch Ihres Offizierskorps?«

»Vollständig. Es besteht aus lauter Männern, die, dem Bürgerstande entsprossen, in der Hefe stecken bleiben müssen, weil Ihnen die Vetter im Kriegsministerium fehlen. Gebt mir und Ihnen eine Gelegenheit zum Avancement, und der Teufel soll mich holen, wenn wir nicht unsere Schuldigkeit thun! Gibt es ja Einen oder den Andern, dessen man nicht vollständig sicher ist, so bekommt er Urlaub, die beste Methode, quere Köpfe einstweilen auf die Seite zu bringen. Ich bin hier Oberstkommandirender, habe ein Regiment Infanterie, eine Kompanie

Schützen und zwei Feldbatterien zu befehligen und werde mit ihnen zur rechten Zeit am Platze sein so gewiß, als ich hier sitze und auf das Gelingen des Unternehmens mit Ihnen anstoße.«

Sie ließen die Gläser zusammenklingen; dann meinte der Kleine:

»Und die Bevölkerung Ihres Kreises?«

»Ist mit der jetzigen Regierung höchst unzufrieden. Wir befinden uns hier im bevölkertsten Fabrikdistrikte des Landes; Handel und Gewerbe stocken nicht blos, sondern liegen ganz und vollständig darnieder; der Arbeiter hungert mit seiner Familie; die Sozialdemokratie erhebt ihr Haupt und heult um Rache und Hülfe überall, am kleinsten Orte tagen Meetings und Versammlungen, in denen der Kreuzzug gegen die Aristokratie, gegen die besitzenden Klassen gepredigt wird. Was wollen Sie? Ich höre schon den muthigen Schritt der Arbeiterbataillone, welcher alles Widerstrebende zertreten und zermalmen

wird. Die Schaaren der Turner, die Vereine der Bürgergarden, sie bedürfen nur der brauchbaren Waffe, um nach der Residenz geführt zu werden. Das hiesige Zeughaus birgt viele tausend Gewehre: ich lasse sie vertheilen und stelle mich an die Spitze der Bewegung; der Teufel soll mich holen, wenn dieses Beispiel nicht sofort im ganzen Lande Nacheiferung findet!«

»Dazu bedarf es einer tüchtigen Vorbereitung des Landes, mit welcher wir leider noch nicht genugsam vorgeschritten sind. Wir dürfen unser Exempel nicht mit Hoffnungen machen, die uns betrügen können, sondern müssen mit Thatsachen arbeiten, deren wir sicher sind. Über Ihren Kreis, Herr Oberst, bin ich vollständig beruhigt; ich glaube Ihren Versicherungen und werde dem geheimen Komité einen befriedigenden Bericht abstatten. Mit dem Augenblicke des Losschlagens dürfen Sie die Generalsepauletten anlegen, und Ihre weiteren Chancen haben Sie dann in der eigenen Hand. Sie sind einer von den wenigen Stabsoffizieren, denen wir

unbedingtes Vertrauen schenken, und ich bin überzeugt, daß Sie dieses Vertrauen vollständig rechtfertigen werden. – Doch – da kommt der Zug. Ich bitte, mich nicht nach dem Perron zu begleiten; man muß vorsichtig sein. Weitere Ordres werden Ihnen auf dem bisherigen Wege zugehen.«

Er erhob sich, reichte ihm die Hand und verließ das Wartezimmer. Draußen war der Train bereits vorgefahren. Er verlangte nach erster Klasse und erhielt ein Coupé angewiesen, in welchem bereits ein Herr saß, welcher allem Anscheine nach dasselbe schon längere Zeit innegehabt hatte.

Es begann zu dämmern, doch konnte man sich gegenseitig noch ganz genau erkennen.

Der Fremde trug durchweg einen graukarirten Anzug; seinen Kopf bedeckte ein breitrandiger Panamahut, und auf der Spitze seiner Adlernase balancirte in verwogener Stellung ein blauglasiges Pincenez, welches mit dem feinen Teint des Angesichtes scharf kontrastirte. Die feinen

Bockstiefeletten und die fleischfarbenen Gummihandschuhe zeigten ebenso wie der wohl gepflegte Backenbart und die schwergoldene Uhrkette, daß er gewohnt sei, auf seine äußere Erscheinung die möglichste Sorgsamkeit zu verwenden. Man mußte auf den ersten Blick den Engländer in ihm erkennen. »Guten Abend!« grüßte der Schwarze.

»Good evening!« antwortete der Graue und drehte den Kopf langsam dem Eingestiegenen zu.

Kaum hatte er ihn erblickt, so ergriff er den blauen Zwicker und ließ ihn von der Nasenspitze nach der gehörigen Stelle zurückkretiriren. Der Blick, welchen er jetzt scharf durch die blauen Gläser warf, war erstaunt, verächtlich und feindselig zugleich. Hatte er in dem kleinen Manne eine ihm verhaßte Persönlichkeit erkannt?

»Sie reisen auch nach der Residenz, Sir?« frug dieser, als er es sich bequem gemacht hatte.

Der Gefragte zog statt der Antwort ein goldenes Etui hervor, entnahm demselben eine Cigarette und steckte sie in Brand.

»Ich freue mich, bis dahin Gesellschaft zu finden. Eine Reise ohne Unterhaltung gehört zu den größten Unannehmlichkeiten, welche ich kenne.«

Der Graue ließ das Fenster nieder, wandte sich gleichmüthig von seinem Gegenüber ab und blickte hinaus auf die in optischer Täuschung vorüberfliegende Landschaft.

»Hier meine Karte, Sir! Darf ich wissen, mit wem mich der glückliche Zufall zusammenführt?«

Auf der kleinen Karte war in feinen Zügen »Aloys Penentrier, Rentier« zu lesen. Der Engländer hielt es nicht der Mühe werth, einen Blick darauf zu werfen, sondern behielt beharrlich seine Stellung bei.

»Sie scheinen mehr nachdenklich als unterhaltend gestimmt zu sein, Sir. Oder

soll ich vielleicht in der Nichtbeachtung
meiner Karte eine absichtliche Beleidigung
erkennen?«

Der Graue steckte jetzt den Kopf ganz zum Fenster hinaus; das bleiche Gesicht des Kleinen röthete sich. Er legte die Hand auf den Arm des Engländer und frug:

»Wollen Sie die Güte haben, zu hören, was ich sage?«

Der Engländer zog unter dieser Berührung den Kopf zurück. Die Lorgnette war ihm unter dieser raschen Bewegung wieder vor auf die Nasenspitze gerutscht.

»Very well, uoll' Sie flieg' aus das Uagen hinaus in das Luft? Uas uag' Sie, anzugreif meinen Person!«

»Ich frage nur, ob Sie die Absicht haben, mich zu beleidigen?«

»Stand off, bleib' Sie mir von das Leib! Uas frag ich nach Ihr' Kart', Ihr Personage und

Ihr Beleidigung! Halt' Sie das Mund; ich
will hab' Ruhe!«

Diese Worte waren in einem Tone gesprochen, welcher dem Kleinen ganz wider Willen imponirte. Er zog sich in seine Ecke zurück, murmelte etwas von »Unverschämtheit« und »Spleen«, warf noch einen giftigen Blick auf den Grauen und schloß dann die Augen.

Die Reise wurde schweigend fortgesetzt. An jeder bedeutenderen Station blickte der Schwarze aus dem Wagen und nahm dann jedesmal von einer Person, welche den Zug erwartet haben mußte, ein Couvert in Empfang, welches er öffnete, um den Inhalt zu überfliegen. Dieser Umstand fiel dem Engländer auf, doch ließ er sich nicht das Mindeste davon merken. Nach der jedesmaligen Lektüre, die durch das im Coupé brennende Licht ermöglicht wurde, legte der Kleine das Schriftstück neben sich auf den Sitz. So lagen acht bis neun dieser Skripturen neben ihm, als man die letzte Station an der Residenz erreichte. Auch hier

bog er sich durch das Fenster, um ein Couvert in Empfang zu nehmen und mit dem Überbringer desselben einige Worte zu wechseln. Der Engländer benutzte diesen Augenblick; mit einer blitzschnellen Bewegung hatte er eins der Papiere ergriffen und in seiner Tasche verborgen.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung und hielt nach kaum einer Viertelstunde auf dem Bahnhofe der Hauptstadt. Der Schwarze nahm die Schriftstücke zusammen und steckte sie, ohne das Fehlen des einen zu bemerken, zu sich. Ohne Wort und Gruß verließ er den Wagen.

Der Graue stieg schnell hinter ihm aus. Ein Diener, welcher zweiter Klasse gefahren war, wartete bereits auf ihn, und neben demselben stand Doktor Brandauer, welcher, von seiner Kahnfahrt zurückgekehrt, sich nach dem Bahnhofe begeben hatte, um den Sohn des Lord Halingbrook zu empfangen.

»Emery!«

»Max!«

Sie begrüßten einander durch eine herzliche Umarmung, welche sich aber Emery schnell zu lösen beeilte.

»Have care! Siehst Du dort den kleinen schwarz gekleideten Menschen mit dem Gepäckschein in der Hand?«

Er konnte jetzt sehr gut deutsch sprechen.
Hatte er sich vorhin nur ver stellt?

»Du meinst den, welcher mit dem Kofferträger verhandelt?«

»Yes, denselben.«

»Was ist mit ihm?«

»Komm! Wir müssen ihm folgen; wir müssen sehen, wo er wohnt!«

»Warum?«

»Später! Unterwegs sollst Du es erfahren.«

»Der Wagen wartet draußen auf Dich.«

»Können ihn nicht gebrauchen. Go on, vorwärts!«

Er warf dem Diener einen kurzen Befehl hin, nahm den Freund unter den Arm und folgte mit ihm dem Schwarzen, welcher nach dem Ausgange schritt und dort einen Fiaker nahm.

In der Nähe hielt eine Equipage mit dem Peerswappen der Familie Halingbrook. Sie schritten an ihm vorüber und nahmen eine Droschke.

»Dem Fiaker dort nach, aber ohne daß es bemerkt wird!« befahl Emery beim Einsteigen.

Dann nahmen sie Platz.

Der Weg ging durch mehrere Straßen und über einige Plätze der Stadt. Während der Fahrt konnte Emery seine Mittheilung machen. Max sagte sich, daß der kleine

Mann eine sehr beachtenswerte Persönlichkeit sein müsse, da der junge Lord nach einer langen und beschwerlichen Reise nicht zur Wohnung fuhr, sondern diesen Unbekannten sofort vom Bahnhofe weg verfolgte.

»Du kennst ihn?« frug er.

»Yes, und zwar sehr. Er ist ein Jesuit, eines der hervorragendsten Mitglieder dieser Brüderschaft.«

»Ah!«

»Er hat in Freiburg, wo ich ihm begegnete und von ihm sprechen hörte, ohne daß er mich bemerkte, seine Erziehung genossen und gilt als der feinste Schlaukopf der ganzen Kongregation. Später sah ich ihn in Paris, Brüssel, London und Washington, und überall war mit seinem Erscheinen ein Streich verbunden, welchen die heiligen Väter der Regierung spielten. Heut nun fuhr er mit mir in demselben Coupé, und zwar unter Umständen, welche mich schließen

lassen, daß er nicht nur hier bereits heimisch ist, sondern an einer Aufgabe arbeitet, welche jedenfalls eine den Interessen des Thrones feindliche ist.«

»Den Jesuiten ist der Aufenthalt im Lande streng untersagt.«

»All right! Nehmen wir diesen Umstand, die Politik des Herzogs von Raumburg, die Gerüchte, welche mit immer größerer Deutlichkeit ihre Stimme erheben und die im Auslande besser bekannt werden als von Euch selbst, und dazu die Anwesenheit dieses Menschen, welcher an jeder Station schriftliche Berichte entgegennimmt, so ergibt sich jedenfalls die Notwendigkeit, wenigstens seine Wohnung kennen zu lernen.«

»Und ihm auch noch etwas näher auf die Finger zu sehen. Ich weiß sehr genau, daß der Herzog die Aufnahme der Jesuiten eifrig befürwortet.«

»Behold! Ich schätze sehr, daß er mit
diesem Ungeziefer in Verbindung steht.
Vater und ich sind in Folge unserer hiesigen
Besitzungen Unterthanen Seiner Majestät,
und so habe ich die Verpflichtung, das Thun
und Treiben solchen Gezüchtes nicht
unbeachtet zu lassen. Woher kennst Du
diese Befürwortung?«

»Der König selbst hat gegen uns davon
gesprochen.«

»Well. Der Hofschnied erfährt mehr als
mancher Rath und Minister. Du hast
bessere Chancen als Mancher, dessen
Stammbaum bis in die antediluvianische
Zeit hinaufreicht, und ich begreife nicht,
daß Du — — have care, er hält! Wem
gehört dieses Boarding-house?«

»Wahrhaftig, er hält bei unserer guten
Barbara Seidenmüller! Jetzt kannst Du mir
ihn getrost überlassen. Ich bin hier bekannt;
die Wirthin ist meine Spezialgönnerin und
wird mir jedwede Auskunft gern ertheilen.
Deine Anwesenheit aber würde auffallen.«

»Fair! So fahre ich nach Hause. Hier hast Du ein Schreiben, welches ich ihm weggekapert habe. Ich konnte es bisher nicht lesen, und da Du ihm folgst, ist es Dir vielleicht nöthiger als mir.«

»Kennst Du seinen wahren Namen? Ich nehme natürlich an, daß er hier einen falschen trägt.«

»Pater Valerius, deuce take it, der Teufel hole ihn! Er hatte zwar die Güte, mir seine Karte zu präsentiren, doch hatte ich nicht Lust, mich mit derselben zu beschmutzen. Good night!«

»Gute Nacht!«

Die Droschke lenkte um, und Max trat in die Gaststube der ehr samen Wittfrau und Kartoffelhändlerin Barbara Seidenmüller.

Der erste Gast, welcher ihm in die Augen fiel, war Baldrian, der Exgrenadier. Als dieser ihn bemerkte, erhob er sich

respektvoll von seinem Stuhle. Der Doktor trat zu ihm.

»Bist Du schon lange hier?«

Der Gefragte nickte bejahend.

»Das ist am den. Werde gleich gehen!«

»Willst Du mir einen Gefallen thun?«

Ein zweites Nicken erfolgte.

»Auch das ist am den!«

»Es muß hier ein Fremder logiren, der an seiner kleinen, schwächlichen Gestalt und seiner schwarzen Kleidung leicht zu erkennen ist.«

»Sogar dieses ist am den. Ist bereits vier Wochen hier.«

»Du kennst ihn?«

Ein energisches Nicken diente als Antwort.

»So stelle Dich einmal gegenüber in das Dunkle, wo Du nicht gesehen wirst. Wenn er das Haus verläßt, benachrichtigst Du mich schleunigst. Du hast doch gute Augen?«

»Das ist am den!«

Er trank sein Bier aus und verließ das Lokal.

Kapitel

Viertes Kapitel.Im Hause der Irren.

Als Max nach Hause kam, war schon längst Alles zur Ruhe gegangen. Auf seinem Zimmer angelangt, machte er Licht und nahm das Schreiben vor, welches ihm Emery übergeben hatte. Es war ein mit Datum, Anrede und Unterschrift versehener Brief, wie er aus der ganzen Anordnung sah, aber leider nicht mit gewöhnlicher Schrift, sondern in Ziffern, getrennten Buchstaben und räthselhaften Charakteren geschrieben.

Er machte es sich bequem und setzte sich an den Schreibtisch, um den Versuch zu machen, das Schreiben zu dechiffrieren. Die Erlebnisse des heutigen Abends hatten seine Nerven so in Spannung versetzt, daß es ihm unmöglich war, an Ruhe und Schlaf zu denken, und so kam ihm diese Beschäftigung, der er sich mit dem größten Eifer hingab, nicht ungelegen. Er mußte

dabei unwillkürlich an den Schlüssel denken, welchen er sich in der Bibliothek des Herzogs abgeschrieben hatte. Er zog daher sein Notizbuch hervor, fand aber, daß er es hier mit einer Schrift zu thun habe, deren Schlüssel ein vollständig anderer war.

Es war nicht das erste Mal, daß er sich eine ähnliche Aufgabe stellte, und es war ihm stets gelungen, sie zu lösen, heut aber wollte ihm das nicht gelingen. Er gab sich die mögliche Mühe – vergebens. Da kam ihm der Gedanke, ob das Hinderniß nicht in einer Umstellung der Silben oder der Einschaltung eines Lautes bestehe. Er hatte als Knabe mit seinen Mitschülern oft eine ähnliche Spielerei gepflogen und sich mit ihnen in der B-, F- oder U-Sprache unterhalten. Er zog sich die am meisten vorkommenden Ziffern, Buchstaben und Zeichen heraus und sah bald seine Bemühung von Erfolg begleitet. Die Vokale und Diphthonge waren durch verschieden gestellte Punkte, die Konsonanten durch Ziffern bezeichnet und die Ziffern in der Weise umgestellt, daß sie mit einem

regelmäßig wiederkehrenden U verbunden wurden. Er hatte es also mit der U-Sprache in Charakteren zu thun.

Der Morgen graute bereits, als er den Schlüssel gewonnen hatte und nun den kurzen Brief zu lesen vermochte. Dieser lautete:

»Helmberg, den 2. Juli.

Lieber Bruder in Jesu!

Deiner Aufforderung zu Folge erhältst Du heut im Passiren diese Zeilen. Das mir von Dir übertragene Werk schreitet rüstig fort und verspricht ein gutes Gelingen unserer Intentionen. Meine Agenten erweisen sich als tüchtig; alle Minen sind in Thätigkeit, die Verbindungen werden von Tag zu Tag zahlreicher und umfassen alle Kreise der Gesellschaft; auch das Militär wird mehr und mehr geneigt, und wenn wir mit Vorsicht in der jetzigen Weise fortfahren, so

ist an ein Scheitern unseres großen Planes
gar nicht zu denken.

Für heute habe ich eine Versammlung
meiner Untergebenen anberaumt und bin
leider also verhindert, mich zu dem von Dir
befohlenen Rendez-vous einzufinden, doch
werde ich sicher bei dem nächsten am
Siebenbrüdertag erscheinen und Dir
ausführlich Bericht erstatten.

Bis dahin, verehrter Bruder, sei im Herrn
gegrüßt von Deinem eifrigen und getreuen

H. de M.
I. de la Robe.«

Er sprang überrascht vom Stuhle auf.

»Ein Jesuit de la Robe! Er ist von Adel, und
zwar von französischem, wie es scheint!
Ich habe es hier jedenfalls mit einer
weitverzweigten Verbindung zu thun,
welche den Zweck hat, durch eine
Umstürzung der gegenwärtigen
Verhältnisse, mit anderen Worten durch

eine Revolution, den Jesuiten den Eingang in das Land zu erzwingen und sie, was die Folge davon sein würde, an das Ruder zu bringen. Emery hat Recht; dieser Rentier Aloys Penentrier ist ein hervorragendes Mitglied des Ordens und ein ebenso schlauer als kühner Mensch. Die Sache ist von unendlicher Wichtigkeit. Ich werde sofort wieder hinaus nach der Ruine gehen, um meine Untersuchung von Neuem aufzunehmen.«

Er kleidete sich sofort wieder an, versah sich mit einem Stricke von der Länge dessen, den er am Brunnen in der Hand gehabt hatte, steckte eine Blendlaterne, Hammer, Zange und sonstiges Gerät zu sich, dessen er bedürftig sein konnte, und machte sich dann auf den Weg.

Als er die Treppe hinabstieg, vernahm er unten in der Werkstatt ein lautes, geräuschvolles Gähnen.

»Uu-aah! Uu-aah! Thomas Schupert, was pist Du dumm und alpern! Erst drei Uhr,

höchstens halp Viere; konntest noch
peinahe zwei Stunden im Pette pleipen!
Aper die Zigeunerin, die Hexe, hat mir
keine Ruhe gelassen. Sie ist mir im Traum
erschienen, hat mich gehetzt und gejagt wie
ein pöser Geist und mir das Gesicht
zerkratzt und zerpissem. Es ist nur gut, daß
es blos im Traum passirt ist, denn sonst
könnte ich mich vor der Parpara
Seidenmüller zehn Wochen lang nicht
sehen lassen.«

Max mußte lächeln bei diesem lauten
Monologe, der an den Liebesgedanken des
braven Kavalleristen zum Verräther wurde.
Sollte er ihn mitnehmen? Thomas war treu
und verschwiegen, und vier Augen und
Hände konnten jedenfalls mehr sehen und
verrichten als zwei.

Er trat in die Werkstatt, wo der Geselle
eben beschäftigt war, in die Jacke zu
fahren.

»Guten Morgen, Thomas!«

»Tausendsapperlot, guten Morgen, Herr Doktor! Sind Sie auch schon munter? Ich glaube, die Hexe hat Ihnen auch keine Ruhe gelassen!«

»Willst Du schon arbeiten?«

»Ich möchte wohl, aber ich darf nicht, weil ich sonst die Anderen aufwecke.«

»Ich habe einen Gang vor. Willst Du mich begleiten?«

»Zu Pefehl, Herr Doktor!«

»So ziehe Dich an und vergiß Deine Morgenpfeife nicht!«

»Hm, ja, Herr Doktor, mein Tapak ist alle!«

»So nimm hier eine Cigarre!«

»Danke schön! Ampalema?«

»Nein, Cuba.«

»Cupa? Hape noch keine geraucht. Pin neugierig, welche pesser ist, Cupa oder Ampalema.«

Der rauchlustige Geselle war mit seiner Toilette schnell fertig, dann schritten sie in den frischen Morgen hinein.

Das Leben war in der Stadt noch nicht erwacht; erst später begegneten ihnen einige Milchwagen, welche das Straßengeräusch alltäglich zu beginnen haben. Max fühlte keine Lust zu einer Unterhaltung; er gab seinen Gedanken Audienz, die er erst dann beendete, als er mit seinem Begleiter die Ruine erreicht hatte. Er schritt über den Hof derselben nach der Stelle, an welcher er sich in der vergangenen Nacht versteckt gehalten hatte.

Außerhalb des Gemäuers breitete sich ein schmales, ebenes Terrain aus, welches von Trümmern übersät und mit Gras bewachsen war. Am Rande des Plateaus fiel es senkrecht in die Tiefe und bildete mit der nächsten Höhe eine Spalte, welche schmal,

tief und von allen Seiten geschlossen war.
Am Rande derselben stand eine alte Tanne,
welche eine Anzahl ihrer starken Äste weit
über den Abgrund hinausstreckte.

Max blieb stehen und wandte sich an den
Gesellen.

»Thomas, da draußen ist heute Nacht
Jemand ermordet worden.«

Der gute Schubert bekam einen Schreck,
der ihm in alle Glieder fuhr. Mit weit
aufgerissenen Augen und alle zehn Finger
von sich streckend trat er einige Schritte
zurück.

»Ermordet? Umgebracht?
Tausendsapperlot! Wer denn? Von wem
denn? Ich pin's nicht gewesen, Herr
Doktor!«

»Nein, Du warst es nicht,« antwortete Max
lächelnd. »Ich habe nicht weit davon
gestanden und es weder verhindern, noch
mir später Gewißheit verschaffen können.

Laß uns einmal suchen, ob wir etwas entdecken.«

»Zu Pefhl, Herr Doktor! Augenblicklich werde ich suchen. Vielleicht ist der arme Teufel noch nicht ganz todt, und es gelingt uns, ihn wieder aufzupringen!«

Auch jetzt war ihre Nachforschung vergeblich, bis Max an die Tanne gelangte und da bemerkte, daß unter derselben das Gras niedergetreten war.

»Was meinst Du zu dieser Stelle, Thomas?«

»Was ich meine, Herr Doktor? Hier hapen sich ein Paar pei den Haaren gehapt und tüchtig herumgepalgt.«

Das Auge unwillkürlich emporhebend, machte Max jetzt eine Bemerkung, welche mit der nächtlichen That in Verbindung stehen mußte. In etwas über Manneshöhe waren an einem der Tannenäste zwei Schlingen zu sehen, welche jedenfalls von starken, hanfenen Schnüren herrührten, an

denen eine bedeutende Last gehangen hatte, denn sie waren so fest zugezogen, daß sie in die rauhe Schale des Holzes eingeschnitten hatten. Beide Schnuren waren, das sah man deutlich, unterhalb der Schlingen mit einem Messer abgeschnitten worden, die eine vor längerer Zeit und die andere gewiß erst in der verflossenen Nacht, wie die Schärfe der Schnittfläche und die Farbe der Fasern bewies.

»Betrachte Dir doch einmal diese Schlingen, Thomas!«

»Zu Pefhl, Herr Doktor! Ich will gleich auf der Stelle den großen Ampos verschlingen, wenn sich da nicht Zwei aufgehängt haben, die nachher wieder abgeschnitten worden sind!«

»Du meinst, sie haben sich selbst aufgehängt?«

»Natürlich! Man hängt sich doch stets selber an den Paum. Ein Anderer wird einem nicht gern pehilflich sein.«

»Und diese Spuren im Grase?«

»Sapperlot, das sieht allerdings aus, als ob sie sich gewehrt hätten!«

»Diese eine Schlinge stammt von letzter Nacht, die andere ist höchstens drei Wochen alt. Hast Du während dieser Zeit einmal gehört, daß sich auf dem Klosterberge Jemand gehängt hätte?«

»Nein.«

»Die Ermordeten sind also nicht gerichtlich aufgehoben, sondern von den Mördern sofort wieder abgeschnitten worden und – «

Er trat an den Rand der Spalte und blickte hinab. Das kahle, nur an wenigen Stellen mit Büschelgras bewachsene Gestein zeigte die deutliche Spur eines Körpers, welcher zur Tiefe gestürzt war.

»Und,« fuhr er fort, »hier unten haben sie ihr Grab gefunden.«

»Haben sie ihr Grap gefunden,« nickte Thomas, seinerseits auch aufmerksam hinabblickend. »Wir müssen Anzeige machen, Herr Doktor!«

»Ehe ich mich dazu entschließe, müssen wir ein Anderes untersuchen. Komm!«

Er schritt zum Brunnen und zog den Strick hervor, den er an dem Felsblock befestigte.

»Wir müssen hinab in den Brunnen.«

»Da hinap? Warum denn, Herr Doktor? Ist da auch einer umgebracht worden?«

»Nein. Bleib einstweilen noch oben und passe auf, daß uns Niemand überrascht!«

»Zu einer Üperraschung ists zu früh, Herr Doktor. Zur jetzigen Stunde kommt Niemand auf den Perg gestiegen.«

Max untersuchte den inneren Brunnenrand. Es war weder eine Leiter noch sonst etwas Derartiges zu bemerken; aber als er den hinunterhängenden Strick hin- und

herschwankte, stieß dieser an ein Hinderniß, und bei schärferem Niederblicken gewahrte er, daß dieses in einem eisernen Bolzen bestand, welcher in die Brunnenmauer eingetrieben worden war.

Das Rätsel war gelöst. Jedenfalls führte eine Reihe solcher Bolzen, die zugleich als Stufen und Haltepunkte für die Hände dienten, zur Tiefe hinab, und das Seil hatte keinen anderen Zweck, als die Passage bis zum obersten Bolzen zu erleichtern, da dieser, um nicht von unberufenen Augen bemerkt zu werden, so tief wie möglich hatte angebracht werden müssen.

Max ließ sich an dem Stricke bis zu ihm hinab und sah seine Voraussetzung bestätigt. In kaum ellenweiter Entfernung von einander befand sich ein Bolzen unter dem andern, so daß er in größter Bequemlichkeit zur Tiefe gelangen konnte.

Als er in dem Munde des Brunnens verschwunden war, zog Thomas ein

Streichholz hervor und steckte die Cigarre in Brand. Er hatte sie vorhin vor Schreck ausgehen lassen.

»Da ist er nun hinap, und wer weiß, was ihm da unten arrivirt. Seit er von seiner Reise wieder da ist, kommt ein Apenteuer auf das andere. Gestern der Einpruch in den Garten und die Hexe, heut die zwei Gehenkten und das Loch hier. Was wirds weiter gepen! Aper ein tüchtiger Kerl ist er, und eine gute Cigarre raucht er, das ist wahr. Diese Cupa ist noch pesser als die Ampalema. Wenn ich nur wüßte, wie ich es anfange, um noch eine zu pekommen.«

Unterdessen hatte Max den Boden erreicht und zog die Laterne hervor, um sie anzubrennen. Als dies geschehen war, leuchtete er um sich. Er bemerkte nichts, als die ihn eng umgebende Mauerrundung, welche hier unten nicht aus Ziegeln, sondern aus viereckigen Platten aufgeführt war. Eine Versammlung von vierzehn Personen konnte in dem engen Raume unmöglich abgehalten werden. Er nahm den

Hammer und klopfte an die Mauer. Dem Aufstiege gegenüber vernahm er einen hohlen Klang. Er drückte, und zwei über einander liegende Platten bewegten sich nach innen, so daß eine Öffnung entstand, welche gerade groß genug war, daß ein Mann in gebückter Stellung sie passiren konnte.

Er trat ein. Der Eingang verschloß sich in Folge der Schwere der Platten ganz von selber. Sie waren an ihrer Rückseite mit Brettern verkleidet, durch welche sie zusammengehalten wurden. Er befand sich jetzt in einem ungefähr acht Fuß hohen, viereckigen Raume, welcher ringsum nothdürftig verschalt war; die Decke wurde von einigen Pfeilerstützen gehalten. Ein roh zusammengezimmerter Tisch stand in der Mitte, an dessen oberer Seite ein auf zwei Pfählen genageltes Brett wohl als Sessel des Vorsitzenden diente, während an den Wänden einige Bänke von derselben primitiven Konstruktion angebracht waren.

Kapitel

Kapitel

Kapitel

Fünftes Kapitel. An der Grenze.

Das Königreich Norland wird von dem Nachbarstaate Süderland durch ein Gebirge getrennt, welches in zwei parallelen Systemen von Westen nach Osten streicht. Sich nach und nach aus tiefen, sumpfigen Niederungen erhebend, steigt es in seiner mittleren Region viele tausend Fuß hoch über die Wolken empor und senkt sich dann allmählig zur Küste des Meeres hinab, um sich seinen felsigen Fuß von den Wogen desselben bespülen zu lassen. Nur einige schmale, schwer wegsame Pässe öffnend, bilden die beiden Hauptzüge zwischen sich eine langgezogene Reihe von Thälern und Schluchten, in welche der erwärmende Strahl der Sonne nur am hohen Mittag zu dringen vermag. Aus ihrem feuchten Grunde steigen düstere Tannen- und Föhrenwälder empor, welche nur selten der menschliche Fuß betritt, und lässt sich je einmal das Geräusch von Schritten

vernehmen, so wird es verursacht von einem einsam revierenden Forstbeamten, einem verborgen dahinschleichenden Wildschützten oder einem Schmuggler, der es bei diesem Terrain wohl wagen darf, seinem verbotenen Gewerbe selbst am Tage nachzugehen.

Zuweilen allerdings geschieht es, daß er sich nicht allein befindet; es kommt vor, daß sich aus Rücksichten des Geschäfts und der Sicherheit Mehrere an einander schließen, die dann, wohl bewaffnet und mit schweren Paketen beladen, in einer langen und weiten, Intervalle bildenden Reihe über Berg und Thal, durch Busch und Dorn dringen und jederzeit bereit sind, die ihnen anvertrauten Waaren gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Diese Schmuggelei ist eine leicht zu erklärende Folge des heftigen Zollkrieges, welcher zwischen den beiden Nachbarstaaten geführt wird. Im Besitze ganz gleicher Hilfsmittel und an einem und demselben Meere liegend, haben sie einander stets rivalisirend gegenübergestanden. Zwar hat es nicht an

wohlgemeinten Versuchen gefehlt, ein freundlicheres Verhältniß herbeizuführen, doch haben derartige Bemühungen immer nur einen momentanen Erfolg gehabt, da bei den beiden Nachbarvölkern eine gegenseitige Abneigung in Fleisch und Blut übergegangen zu sein scheint, ihre Interessen schwer zu vereinigen sind und die absolute Regierungsform hüben und drüben den Nationen keine Einrichtungen bietet, an der Politik des Herrscherhauses und der Verwaltung des Landes in der Weise theilzunehmen, welcher es möglich sein würde, eine dauernde Inklinierung heranwachsen zu lassen.

Max Joseph, König von Süderland, ist ein Regent, welcher die Traditionen seiner Dynastie in ihrem ganzen Umfange aufrecht zu erhalten weiß, alle Zweige der Administration um seine Person gruppirt, keinem Menschen Einsicht in seine Intentionen gestattet und das »l'état c'est moi« jedem seiner Worte und jedem seiner Befehle aufzudrücken gewohnt ist. Seine Minister sind weniger seine Berather, als

vielmehr seine Diener im engeren Sinne des Wortes; er hat nie einen derselben mit besonderem Vertrauen beglückt, und wie er ein in sich abgeschlossener Charakter ist, so bleibt auch sein ganzes Bestreben darauf gerichtet, eine Schutzmauer um sein Volk zu ziehen, um dasselbe unabhängig von äußerem Einflüssen zu machen und es gegen jede von daher kommende Gefahr gerüstet zu sehen.

Dieses defensive Verhalten wird wohl auch mit bedingt durch die nachbarliche Politik, welche seit einigen Jahrzehnten offenbar als eine offensive bezeichnet werden muß und deren Vertreter kein Anderer als der Herzog von Raumburg ist.

Wilhelm der Zweite, König von Norland, ist ein Herrscher von so wohlmeinenden Gesinnungen, wie sie in solchem Umfange wohl keiner seiner Vorfahren aufzuweisen hatte. Leider läßt die Güte seines Herzens nicht Raum genug für die strenge Energie, welche ein Mann besitzen muß, in dessen Hände die größten und schwierigsten

Aufgaben staatlicher Entwicklung gelegt sind. Die Güte, welche den Einen beglückt, scheint den Andern zu benachtheiligen, kränkt ihn vielleicht wirklich in seinem Rechte, und so kommt es, daß ein Theil der Bevölkerung den väterlichen Herrscher vergöttert, während der andere Theil in stillem, verborgenem Mißmuthe sich nach Veränderungen sehnt, die nur die Selbstsucht, der kurzsichtige persönliche Egoismus herbeiwünschen kann.

Das Königshaus repräsentirt die ältere Linie seiner Dynastie; die jüngere bildet das herzoglich Raumburgische Geschlecht. Nach alten, unumstößlichen Bestimmungen tritt das Letztere in die Herrschaft ein, wenn die ältere Linie aussterben sollte. Gegenwärtig ist dazu alle Hoffnung, oder nach einer andern Lesart, alle Befürchtung vorhanden. Das Königs paar wurde mit keinem Thronfolger gesegnet; das einzige Kind, eine Tochter, starb bereits einige Tage nach der Geburt. Der Herzog von Raumburg, welcher mit dem Könige zugleich erzogen wurde, besaß zu aller Zeit

das unbeschränkte Vertrauen desselben, hat sich dasselbe nutzbar zu machen gewußt, nennt sich den eigentlichen Herrscher des Landes und erwartet nur das Ableben des Königs, um sich selbst oder seinen Sohn auf den Thron zu setzen. Er hat es ganz vortrefflich verstanden, die Fäden der Administration in seiner Hand zu vereinigen, die Militärmacht sich zu unterstellen und auch auf die diplomatischen Beziehungen zu dem Auslande den weitgehendsten Einfluß zu gewinnen. Dieser Einfluß trägt die alleinige Schuld an dem bisherigen unerquicklichen Verhältnisse zu dem Nachbarstaate, und daher erregte es nicht geringe Verwunderung, als man vernahm, nur seiner Vermittlung sei der gegenwärtige Besuch des Kronprinzen von Süderland mit der Prinzessin Asta zu verdanken. Daß dieser Besuch einen politischen Hintergrund habe, war nicht zu bezweifeln, und man erwartete mit allgemeiner Spannung die Zeit, in welcher derselbe auch gewöhnlichen Augen sichtbar werden mußte.

Es war am Nachmittage. Zwei Wanderer schritten auf der schmalen, holperigen Gebirgsstraße dahin, welche von der See heraufkommt und sich zwischen den finstern Gebirgsblöcken dahinwindet wie das Bett eines ausgetrockneten Baches, aus welchem man nur die größeren Felsblöcke entfernt hat, um ihn für den Fuß des Wanderers gangbar zu machen. Sie schienen alte Bekannte zu sein, obgleich zwischen ihrem Äußeren der größte Unterschied herrschte, den man sich nur denken kann.

Der Eine war eine hohe, fast mehr als breitschulterige Figur. Sein von dichtem Haarwuchse bewaldeter Kopf zeigte ein vom Wetter hart mitgenommenes Gesicht, dessen scharfes, offenes Auge mit den derben, gutmüthigen Zügen sehr glücklich harmonirte. Dieser Kopf war bedeckt von einem Hute, der so alt war, daß man den Stoff, aus dem er gefertigt war, und die ursprüngliche Farbe nur nach einer eingehenden chemischen Untersuchung hätte bestimmen können. Er war in

unzählige Knillen und Falten gedrückt, und weil sein Besitzer jedenfalls eine freie Stirn liebte, so hatte er denjenigen Theil der breiten Krempe, welcher bestimmt ist, das Gesicht zu beschatten, einfach mit dem Messer abgeschnitten. Der Oberleib stak in einem kurzen, weiten, seegrünen Rocke, dessen Ärmel so kurz waren, daß man den vorderen Theil der sauber gewaschenen Hemdärmel sah, aus denen ein paar braune, riesige Hände hervorblickten, deren je eine recht gut einen nicht zu kleinen Präsentirteller hätte vollständig bedecken können. Unter dem breit über den Rock geschlagenen sauberen Hemdkragen blickte ein roth und weiß gestreiftes Halstuch hervor, welches in einen sechs Zoll breiten Knoten geschlungen war, dessen Zipfel weit über die Brust herab bis auf den unteren Saum der blau- und orangekarrirten Weste hingen. Die Beine staken in hochgelben Nankinghosen, welche in fett getheerten Seemannsstiefeln verliefen, in die zur Noth ein zweijähriger Elephant hätte steigen können. Sein Gang schlug herüber und hinüber, von Backbord nach

Steuerbord und von Steuerbord nach Backbord, gerade wie bei einem lang befahrenen Matrosen, der während der Dauer von vielen Jahren den festen, sichern Erdboden nicht unter den Füßen gefühlt hat.

Der Andere war eine kleine, schmächtige Figur. Er trug eine rothe phrygische Mütze, unter welcher ein rabenschwarzes Haar in langen Locken hervorquoll. Sein hageres Gesicht war außerordentlich scharf geschnitten und zeigte jenen orientalischen Typus, welchen man besonders an den Zigeunern zu bemerken pflegt. Sein schwarzes, unruhiges Auge wanderte rastlos von einem Gegenstande zum andern, und jeder Zollbreit des ganzen Mannes zeigte jene Unruhe und Beweglichkeit, die dem wandernden Volke der Zigeuner zu eigen ist. Seine Kleidung war einfach, bequem und nicht so auffallend wie diejenige seines gigantischen Reisegefährten, doch trug sein schwankender Gang ganz dieselben Spuren einer zurückgelegten längeren Seereise.

An Alter waren Beide einander ziemlich gleich, und auch nach ihrem Innern schienen sie verwandt zu sein, wie die kameradschaftliche Weise ihrer Unterhaltung zeigte.

»Ein verdammter Weg, nicht wahr, Bruderherz?« meinte der Riese. »Hätte ich gewußt, daß man in diesem Fahrwasser bei jedem Schritte an eine Klippe segelt, so hätte ich einen andern Kurs vorgezogen, wenn wir auch einige Tage später in der Residenz die Anker geworfen hätten.«

»Ich muß herauf in das Gebirge,« antwortete der Kleine. »Hättest Du die Bahn benutzt, so wärest Du in einem halben Tage an Ort und Stelle gewesen.«

»Die Eisenbahn? Hat Dich der Klabautermann gebissen, he? Soll ich etwa meinen Leichnam in eine Koje stecken, in der man weder stehen, noch sitzen, noch liegen kann und wo noch zehn Andere hocken, so daß ich meine armen Beine geradezu zum Fenster hinausrecken müßte?«

Und meinst Du wirklich, daß ich so einen
braven Maate, wie Du bist, allein in diese
Wildniß dampfen lasse, in der er jeden
Augenblick Schiffbruch leiden und zum
elenden Wrack werden kann? Hast Du mir
nicht selbst erzählt, daß es hier eine Menge
Ungeziefer gibt, dem nicht zu trauen ist,
Schmuggler, Wilddiebe und wie die Piraten
und Flibustier alle heißen mögen, denen es
möglichen Falles auch nicht darauf
ankommt, mit einer Kugel ein ehrliches
Menschenkind in den Hafen zu bugsiren,
von welchem aus Keiner wieder in See
gegangen ist? Nein, wo Du bist, da bin ich
auch, ich, der Steuermann Balduin Schubert
auf seiner Majestät Kriegsschiff Neptun.«

»Gut, Steuermann; wir sind Freunde und
werden auf gleicher Länge und Breite
bleiben, bis Du wieder an Bord irgend eines
Fahrzeuges gehst.«

»Ich?« frug Schubert erstaunt. »Nur ich?
Ich denke, das thun wir Beide mit einander!
Oder hast Du etwa gar Lust, unter das
armselige Volk der Landratten zu gehen, die

kein Floß von einem Dreimaster unterscheiden können und vor Angst in Ohnmacht fallen, wenn sie einen Tropfen Seewasser sehen?«

»Du weißt es, Steuermann, daß ich die See liebe, obgleich ich auf dem Wasser die schlimmsten Tage meines Lebens verbracht habe. Es ist mein Wunsch, einst auf dem Meere sterben zu können, aber ich weiß heute nicht, ob nicht die Verhältnisse mich am Lande festhalten werden.«

»Verhältnisse? Heiliges Mars- und Brahmenwetter! Was kann es denn für Verhältnisse geben, die Dich, den Bootsmann Karavey, verhindern könnten, wieder in See zu gehen?«

»Dieselben Verhältnisse, welche mich jetzt an das Land und herauf in das Gebirge treiben.«

»Ich weiß kein Wort von ihnen. Du nennst mich Deinen besten Freund und hast mir noch kein Wort davon gesagt. Ist das recht,

he? Wenn Du nicht augenblicklich den richtigen Faden abwickelst, so verdienst Du, gekielholt oder an den Brahmstägenstag gebunden zu werden!«

»Räsonnire nicht, Alter! Es war bisher niemals die richtige Zeit, von diesen Dingen zu sprechen; jetzt aber sollst Du Alles hören.«

»So stoße ab vom Lande!«

»Soll geschehen! Du kennst meine Abstammung und weißt, daß ich ein Gitano bin, der – «

»Papperlapapp! Gitano, Zingaritto, oder Zigeuner, mir Alles gleich. Du bist ein braver Junge, und da frage ich nicht, ob Deine Mutter eine Gräfin oder eine Vagab wollte sagen, eine Zigeunerin war.«

»Das bist Du. Aber außer Dir hat es genug Leute gegeben, welche doch darnach fragen. Mein Vater war Vajda und meine

Mutter Vajdzina unseres Stammes. Ich und – «

»Stopp, Alter! Was bedeuten diese fremden Worte, he?«

»Sie heißen zu Deutsch Führer und Führerin. Ich und meine Schwester Zarba waren die einzigen Kinder, welche ihnen Bhowannie gegeben hatte.«

»Wieder ein solches Wort, bei dem man in die Zunge einen Knoten machen muß, wenn man es richtig aussprechen will!«

»Bhowannie ist die Göttin unseres Volkes. Zarba war der Liebling des Stammes, die Schönste aller Mädchen, die herrlichste unter den Blumen und Rosen der Erde. Wir waren stolz auf sie und hüteten sie vor den verlangenden Blicken der jungen Männer aller Länder, durch welche wir zogen. Sie war der Born unserer Freuden und der Quell unseres Glückes, denn sie verstand es besser als alle Andern, in die Zukunft zu

blicken und die Schicksale der Sterblichen voherzuverkünden.«

»Papperlapapp, Alter, das glaube ich nicht! Um das zu können, müßte man allwissend sein, und das ist kein Mensch.«

»Um das zu können, Steuermann, braucht man nicht allwissend zu sein. Die Eigenschaften eines Menschen sind ihm an die Stirn geschrieben; man liest sie aus jedem Blicke seines Auges, und man vernimmt sie aus jedem Worte seiner Rede. Verstehst Du das, und weißt Du, wen Du vor Dir hast, so wird es Dir nicht schwer, ihm ein Schicksal zu verkünden, welches sicher eintreffen muß. Zarba war unsere beste Wahrsagerin; sie verdiente für uns Gold und Silber von den Reichen und Speise, Trank und Kleidung von den Andern. Gar viele Jünglinge des Stammes hatten ihre Augen auf sie geworfen, doch sie erhörte keinen, weil ihr Herz nicht sprechen wollte. Da kamen wir in die Residenz, und sie erblickte einen jungen,

blanken Offizier, der ihr Herz zur Rede zwang.«

»Wer war es?«

»Ein hoher Herr, aber ein Schurke: der Herzog von Raumburg.«

»Heiliges Mars- und Brahmenwetter! Eine Zigeunerin und ein Herzog! Sie muß ganz verteufelt hübsch gewesen sein.«

»Das war sie, Steuermann, und das war ihr Unglück.«

»Da hat sie wohl gar geglaubt, Herzogin zu werden?«

»Was er ihr vorgeschwatzt und versprochen hat, weiß ich nicht. Sie aber ließ sich bethören, entfloh von uns und ging zu ihm.«

»Habt Ihr sie nicht zurückgefordert?«

»Wir thaten es wiederholt, jedoch vergeblich.«

»Da schlage der Blitz in die Kombüse!
Wäre ich ihr Vater oder ihr Bruder
gewesen, so hätte ich mich Bord an Bord
mit dem Herzoge gelegt, ihn geentert, das
Mädchen fest ins Schlepptau genommen
und wäre dann mit ihr davongesegelt, daß
es ihm nicht gelungen wäre, mich wieder
einzuholen.«

Kapitel

Sechstes Kapitel.Der Beginn des Kampfes.

Es war am Abende. Der Herzog von Raumburg Excellenz saß an seinem Schreibtische. Zur Seite desselben hatte auf einem Sammtfauteuil sein Sohn, der Erbprinz von Raumburg, Platz genommen. Ihre Unterhaltung war eine lebhafte, aber nicht sehr freundliche.

»Und wie weit bist Du mit dieser famosen Prinzessin Asta?« frug der Vater.

Der Sohn zuckte die Achseln.

»Sie wissen ja, Papa, daß ich diese zarte Angelegenheit nicht als eine gewöhnliche Liaison zu behandeln habe. Ein Projekt von solch eminenter Wichtigkeit muß Zeit finden, sich langsam aus sich selbst heraus zu entwickeln.«

»So! Das heißt doch mit anderen Worten,
daß Du gerade noch auf dem Punkte stehst,
von welchem auszugehen ich Dir befahl?«

»So ziemlich, chèr Papa. Unsere Dame
scheint nicht den Willen zu besitzen, ihre
Gefühle der Politik oder den Traditionen
irgend eines Herrscherhauses zu opfern.
Lassen wir also ihrem Herzchen Zeit,
unseren Intentionen entgegen zu kommen,
ohne eine Ahnung von ihnen zu haben!«

»Zeit? Heißt das sprechen wie ein Offizier,
welcher gewohnt sein soll, jede und also
auch diese Art von Eroberung im Fluge zu
vollbringen?«

»Sie vergessen, Papa, daß es Festungen
gibt, welche nicht durch einen kühnen
Handstreich, sondern nur nach langwieriger
Belagerung genommen werden können!«

»Ich glaube nicht, daß Prinzeß Asta zu
dieser Art befestigter Plätze gehört, ganz
abgesehen davon, daß wir nicht die Zeit zu
einer langsamen Cernirung und

Aushungerung besitzen. Ihre Vorzüge und die glücklichen Chancen einer solchen Allianz fallen nicht blos uns in das Auge, das weißt Du genau wie ich. Daher habe ich allen politischen Scharfsinn angestrengt und kein Opfer gescheut, diesen Besuch, welcher Dir alle möglichen Vortheile bietet, zu Stande zu bringen, und ich habe natürlich das Recht, zu erwarten, daß Du den Moment so viel wie möglich benutztest.«

»Das thue ich ja, Papa, aber unsere Dame ist – ist – nun ja, sie ist, was ich bei einem Pferde obstinat oder maulhart nennen möchte. Es hilft weder Trense noch Schenkeldruck. Scheint sie nichts zu ahnen, oder will sie nichts ahnen, kurz und gut, sie zeigt nicht die mindeste Spur eines auch nur leisen Verständnisses für die liebenswürdigen Absichten, welche wir ihr entgegenbringen.«

»So bist Du in dieser Angelegenheit zu zart, was doch sonst in ähnlichen Dingen ganz und gar nicht Deine Art und Weise ist. Ich

erwarte von Dir, binnen wenigen Tagen einen positiven Erfolg verzeichnen zu können. Die Interessen beider Staaten sind bisher aus einander gegangen; ich habe mir Mühe gegeben, sie wenn auch nur scheinbar zu vereinigen, und darf erwarten, daß Du das Ziel aller meiner Bestrebungen kennst und mich auch nach Kräften unterstützest, es zu erreichen. Seine Majestät beginnt zu altern; das Übrige brauche ich wohl nicht näher zu dokumentiren.«

Ein Diener trat ein und überreichte auf einem silbernen Teller eine Karte. Der Herzog ergriff sie mit den Spitzen zweier Finger und warf einen Blick darauf.

»Doktor Max Brandauer? Kenne den Namen nicht. Was will der Mensch zu so ungewöhnlicher Zeit? Es muß wohl etwas Wichtiges sein, was einen Unbekannten zu dem Wagnisse bestimmt, mich jetzt zu stören.«

Durch die dargereichte Hand wurde der Prinz entlassen, während ein leises Neigen des Hauptes dem Diener sagte, daß die Audienz gewährt werde. Die eine Thür schloß sich hinter dem Prinzen, und die andere öffnete sich, um den Schmiedesohn einzulassen, welcher sich nach einer höflichen Verbeugung in aufrechte Stellung emporrichtete, um die Anrede des Herzogs zu erwarten.

»Was wünschen Sie?« frug dieser stolz.
»Ich erwarte natürlich, daß die Seltsamkeit Ihres Erscheinens durch die Natur Ihrer Angelegenheit entschuldigt werde. Es ist jetzt nicht die Zeit, in welcher ich unwichtige Besuche zu empfangen pflege.«

»Ich komme im Auftrage Seiner Majestät, Excellenz.«

»Ah! Ich kannte Sie bisher nicht als einen Beamten meines königlichen Vetters!«

»Das bin ich auch gegenwärtig nicht. Ich bin der Sohn des Ihnen wohl wenigstens

dem Namen nach bekannten Hofschmiedes Brandauer.«

Die strengen Züge des Herzogs nahmen einen deutlichen Ausdruck ungewöhnlicher Spannung an.

»Ich kenne diesen Namen. Was kann der König mir durch den Sohn eines Schmiedes zu sagen haben. Jedenfalls sind Sie im Besitze irgend einer Legitimation, da Sie begreifen werden, daß ich nicht so ohne Weiteres jede obskure Persönlichkeit als Vermittler zwischen der Majestät und mir anerkennen kann.«

»Hier, Durchlaucht!«

Er überreichte ein Billet, welches der Herzog überflog, um seinen Blick dann fragend wieder auf Max zu richten.

»Ich ersehe aus diesem Handschreiben nicht den Zweck Ihres Kommens.«

»Dann haben Majestät jedenfalls gemeint, daß es zuweilen Schmiedesöhne und andere obskure Menschen gibt, welchen es nicht schwer fällt, sich einer Botschaft mündlich zu entledigen,« antwortete der Doktor mit einer sehr leisen Verbeugung seines Hauptes.

Die Züge des Herzogs verfinsterten sich.

»Vergessen Sie nicht, vor wem Sie stehen, Herr Brandauer, und kommen Sie zur Sache!«

»Durchlaucht befehlen und ich gehorche. Es verlautete nämlich das Gerücht, daß ein gewisser Herr von Wallroth, Hauptmann der Artillerie, von gewisser Seite und aus gewissen Gründen für wahnsinnig erklärt worden sei und auf eine unverantwortliche, ja sogar geradezu verbrecherische und unmenschliche Weise im Irrenhause festgehalten und zu Tode gepeinigt werde.« –

Der Herzog erhob sich. Sein Gesicht war um einen Schatten bleicher geworden.

»Wirklich ein höchst interessantes Gerücht, Herr Brandauer. Wer hat es erfunden und weiter kolportirt?«

»Dem Ursprunge und der Verbreitung eines Gerüchtes läßt sich gewöhnlich nur schwer nachforschen. Allerdings liegt hier eine Ausnahme vor, doch bin ich leider nicht ermächtigt, die Fragen Ew. Durchlaucht zu beantworten.«

»So werde ich Sie zu zwingen wissen. Dieses Gerücht tangirt mich natürlich im höchsten Grade –«

»Ah –!« klang die halb ironische Unterbrechung.

»Was unterstehen Sie sich, Herr! Ich sage, dieses Gerücht tangire mich im höchsten Grade, da die Verwaltung der betreffenden Anstalt meiner obersten Leitung unterstellt ist, und ich wiederhole, daß ich Sie

nöthigenfalls zwingen werde, mir das Vorhandensein und die Entstehung des Gerüchtes, von welchem Sie sprechen, ausführlich nachzuweisen.«

»Eine solche Zwangsmaßregel dürfte wohl außerhalb des Machtbereiches Ew. Durchlaucht liegen, da Seine Majestät –«

»Wohl die Macht besitzen, zu begnadigen, nicht aber in den Lauf einer Klage oder Untersuchung einzugreifen. Was hindert mich, Sie festnehmen zu lassen?«

»Ich, der obskure Schmiedesohn, Excellenz!«

»Ah! Der Umstand, daß mein königlicher Vetter die seltsame Passion besitzt, sich zuweilen an dem Ambose Ihres Vaters zu erlustiren, ist für mich kein Grund zu irgend einer Nachsicht gegen Sie. Ich befehle Ihnen also, mir den Erfinder dieses Gerüchtes mitzutheilen!«

»Ich kenne keinen zwingenden Grund, diesem Befehle gehorsam zu sein, und wenn ich demselben trotzdem nachkomme, so geschieht es nur, um meinerseits einer unangenehmen Erledigung meines Auftrages überhoben zu werden. Ich könnte mich recht gut hinter andere Persönlichkeiten verbergen, doch gibt es auch obskure Leute, welche stolz genug sind, eine solche Feigheit zu verschmähen. Der Erfinder und Verbreiter des Gerüchtes steht vor Ihnen, Durchlaucht.«

Der Herzog trat überrascht einen Schritt zurück.

»Und das – das wagen Sie zu sagen?«

»Ich sage es einfach; ein Wagniß ist dabei nicht zu erkennen, da jeder gegen mich gerichteten Gewaltmaßregel durch meinen königlichen Pathen vorgebeugt worden ist. Allerdings habe ich mich eines falschen Ausdruckes bedient, als ich sagte, daß ich der Erfinder des Gerüchtes sei; es wurde

nicht erfunden, sondern es erzählte die lautere Wahrheit.«

»Ich wäre begierig, den Beweis zu hören!«

»Die Einlieferungsakten des Hauptmanns befinden sich bereits in den Händen Seiner Majestät —«

»Unmöglich!«

»Nicht nur möglich, sondern sogar Thatsache. Diese Akten bestehen außerordentlicher Weise nur in einem kurzen Befehle, dessen Unterschrift ich wohl nicht näher zu bezeichnen brauche.«

»Wer hat das Schriftstück ausgehändigt?«

»Der Anstaltsvorstand natürlich. Er wurde sogar gezwungen, eine andere Akte auszuliefern, welche ihm durch einen Expressen übermittelt wurde, um der Mutter des Hauptmanns ganz dasselbe Schicksal zu bereiten, welches ihren Sohn

in die Nacht des Wahnsinns oder des Todes
stürzen sollte.«

Der Herzog mußte sich sammeln. Er stützte
sich mit der Hand auf den Schreibtisch und
frug dann mit belegter Stimme:

»Die Mutter des Hauptmanns? Er ist mir
bei meinen Besuchen in der Anstalt
vollständig entgangen. Hat er eine Mutter?«

»Allerdings, und natürlich wohl auch einen
Vater.«

»Wie heißt sie?«

»Es ist eine Zigeunerin Namens Zarba, und
der Vater, welcher auch noch lebt, ist ein –«

»Pah, wir haben es hier wohl nur mit der
Mutter zu thun!«

»Ganz, wie Excellenz wünschen! Also das
Gerücht fand bei mir seinen Ausgang und
wurde –«

»Ich begreife nicht, wie Sie auf eine solche Absurdität fallen konnten!«

»Ich pflege weder absurd zu denken, noch abgeschmackt zu handeln, Excellenz. Also das Gerücht wurde von mir dem Könige mitgetheilt, welcher mich mit dem Auftrage beehrte, als Regierungskommissär die Anstalt zu besuchen. Ich fand die Bestätigung meiner Vermuthungen, befreite sofort den Hauptmann sammt seiner Mutter und erstattete meinem hohen Auftraggeber Bericht über den Sachverhalt. Die Folge davon ist eine gegen den Leiter des Irrenhauses und den Oberarzt einzuleitende Untersuchung. Sie können dem Schicksale, in Haft genommen zu werden, wohl nicht entgehen.«

Die Züge des Herzogs wurden noch bleicher als vorher, doch seine Augen blitzten zornig, als er frug:

»Und dies Alles geschah ohne meine Genehmigung?«

»Ich habe noch nie gehört, daß ein unumschränkter Herrscher zu irgend einer Handlung der Genehmigung eines seiner Diener, und wenn es der erste und oberste derselben ist, bedarf. Auch blieb wohl keine Zeit übrig, Excellenz zu benachrichtigen. Leider scheint sich herauszustellen, daß eine sehr hochgestellte Person bei der bevorstehenden Untersuchung leicht kompromittirt werden könnte; Majestät haben die gnädige Absicht, dies zu vermeiden, und wünschen daher, eine Andeutung an die betreffende Adresse gelangen zu lassen. Außer dem Könige, den beiden aus der Anstalt Befreiten und mir ist bisher Niemand in die Angelegenheit eingeweiht, und ich erkenne es als eine Huld des Herrschers, daß er keine andere Persönlichkeit als mich beauftragte, diese Andeutung zu überbringen.«

»Und welchen Zweck hat diese Andeutung?«

Der Doktor zuckte mit den Achseln.

»Keinen andern, als den bereits erwähnten. Es scheint mir nicht unmöglich, daß sich der Hauptmann nebst seiner Mutter dahin bringen lassen, von einer Untersuchung abzustehen. Ein Äquivalent für die ausgestandenen Leiden müßte allerdings geleistet werden.«

»In wessen Händen befinden sich die aus der Anstalt mitgenommenen Schriftstücke?«

»In denen des Königs.«

»Sie bedurften einer Legitimation von Seiten des Ministers?«

»Allerdings, doch wurde diesem Herrn nicht die mindeste Mittheilung über den Zweck meiner Visitation gemacht.«

Der Herzog wandte sich dem Fenster zu und blickte einige Minuten lang hinaus in die Nacht. Dann fuhr er plötzlich scharf auf dem Absatze herum.

»Sie sind nicht im Besitze einer amtlichen Stellung, Herr Doktor?«

»Nein.«

»Aber ein Mann von Ihrem Wissen sollte sich doch unbedingt nützlich zu machen suchen. Ich würde bereit sein, Ihnen eine Bahn zu eröffnen, falls Sie gesonnen wären, irgend eine Art des staatlichen Dienstes zu betreten.«

Max verbeugte sich so tief wie möglich.

»Ich danke, Excellenz! Noch habe ich diese Absicht nicht; sollte sie sich aber einst einstellen, was ich keineswegs bezweifele, so bin ich bereits an die Adresse meines Pathen gewiesen, der es übel vermerken würde, einen Mangel an unterthänigem Vertrauen bei mir zu entdecken. Darf ich erwarten, daß unsere gegenwärtige Konferenz beendet ist?«

»Gehen Sie!«

Die Thür schloß sich hinter dem Doktor; der Herzog blieb allein zurück. »Welch ein unvorhergesehenes Ereigniß!« murmelte er. »Dieser Brandauer ist ein höchst gefährlicher Mensch. Wie konnte er wissen, daß – hier stoße ich auf ein Rätsel, welches so bald wie möglich gelöst werden muß. Persönlich ergreifen darf ich ihn nicht; er ist ein Protégé des Königs, der ihn nachhaltig schützen würde. Aber die Andern? – Gütlich ausgleichen mit ihnen? Nun und nimmermehr!«

Er schritt erregt in dem Zimmer auf und ab, dann faßte er nach dem Glockenzuge.

»So wird es gehen. Sie müssen verschwinden; sie müssen stumm gemacht werden!«

Auf sein Zeichen kam ein Diener herbei.

»Eile in Civil nach dem Seidenmüllerschen Gasthöfe. Dort wohnt ein Herr Aloys Penentrier, den Du schleunigst zu mir entbietetest. Dann schickst Du mir den – den

– ja, den Polizeikommissär Hartmann, und endlich gehst Du nach dem königlichen Schlosse und suchst ohne Aufsehen den Kammerlakaien Grunert zu finden. Ihn bringst Du nach meinem Garten, wo er auf der Terrasse auf mich zu warten hat!«

»Zu Befehl, Excellenz!«

Der Diener entfernte sich, warf in seiner Wohnung einen Mantel über, setzte eine Civilmütze auf und verließ den Palast seines Gebieters. Am Flusse löste er einen Kahn von der Kette, stieg ein und ruderte sich aus allen Kräften stromauf, dem andern Ufer entgegen.

Als er dort ankam, stieg eben Max aus seiner Gondel. Er hatte keine Veranlassung zur Eile gehabt und war also von dem Diener, der ihm jetzt keine weitere Beachtung schenkte, eingeholt worden.

»Der Lakai des Herzogs, der mich eingelassen hat,« murmelte er überrascht; »und in solcher Eile! Jedenfalls hat er

Aufträge erhalten, welche die Folge meines Besuches sind. Ich muß ihn beobachten!«

In vorsichtiger Distanz folgte er dem Diener bis an den Gasthof der ehr samen Wittfrau und Kartoffelhändlerin Barbara Seidenmüller. Unter einer Thür an der gegenüberliegenden Straßenseite stehend bemerkte er zwei Fenster des ersten Stockes erleuchtet und konnte zwischen den Gardinen hindurch deutlich den kleinen Rentier erkennen, welcher den Auftrag des Dieners entgegennahm. Dieser Letztere verließ das Haus und schritt der nächsten Polizeiwache zu, aus welcher er bald mit dem Kommissär Hartmann trat, welcher dem Doktor nicht unbekannt war.

»Der Jesuit und der Polizist?« frug sich Max. »Da ist irgend eine Teufelei im Werke. Sie trennen sich. Der Kommissär geht nach dem Flusse und der Diener in der Richtung des Schlosses. Folge ich dem Einen oder dem Anderen? Ich kehre zum Herzoge zurück und wage es, durch den verborgenen Weg seine Bibliothek zu

erreichen. Dort kann ich Alles hören und brauche, selbst wenn ich ertappt werden sollte, keine ernstliche Gefahr zu befürchten.«

Kapitel

VII. Schachzüge

Wieder saßen im traulichen
Abenddämmerschein die Gesellen vor der
Schmiede und in ihrer Nähe die
lauschenden Lehrbuben. Drin im Hause war
Alles ruhig, obgleich einige durch die
Lädenritzen fallende Lichtstrahle
verriethen, daß die Zimmer nicht
vereinsamt seien.

»Ich möchte nur wissen, bei welcher Waffe
er gedient hat,« meinte Schubert. »Er hat so
etwas Liepes und zugleich Vornehmes an
sich, und ich verwette ein Dutzend
Ampalema gegen eine einzige Pfälzer mit
Märker Einlage, daß er bei der Kavallerie
gestanden hat.«

»Das ist nicht am Den!« antwortete einfach
Baldrian, der Grenadier.

»Nicht? Warum nicht, Baldrian? Meinst Du
vielleicht, daß er Offizier bei der Linie
gewesen ist?«

Baldrian nickte mit dem Kopfe.

»Das pilde Dir nicht ein, denn zur Linie hat er ein viel zu nopes Exterieur, wie wir Kavalleristen zu sagen pflegen.«

»Ja, die Kavallerie hat viel Exterieur,« meinte Heinrich, »nur müssen die Pferde gewaschen und die Leute gestriegelt worden sein! Wie könnt Ihr nur denken, daß der Hauptmann von Wallroth bei der Reiterei oder gar bei der Linie gestanden hat! Daß er ein gelehrter und außerordentlich tüchtiger Herr ist, das sieht man ihm ja schon von Weitem an, und da ist es ja gar nicht anders möglich, als daß er bei der Artillerie befehligt hat. Sie bedarf der besten Offiziere. Eine Flinte ist bald abgedrückt, und mit einem Käsemesser hauen und stechen, dazu gehört nicht viel; aber eine Kanone richtig zu bedienen, das erfordert schon etwas, und von einem einzigen guten Schusse hängt oft das Schicksal einer ganzen Schlacht ab.«

»Du pist nicht recht bei Troste!«
widersprach Thomas. »Wie kann das
Schicksal einer Schlacht von einem
einzigen Schusse aphängen!«

»Das verstehst Du nicht. Ich kann davon
ein Beispiel erzählen. Nämlich vor elf
Jahren in der Schlacht bei Bartlingen
machten wir die letzte Anstrengung, den
Feind zu stürzen. Sämmtliche Reserven
hatten bereits in die Aktion eingegriffen; es
stand Alles auf dem Spiele; wir waren auf
der ganzen Linie im Avanciren, aber der
Gegner hatte noch frische Kräfte zur
Verfügung, und wenn er diese herbeizog, so
mußten wir zurück und hatten die Schlacht
verloren. Der Herzog von Raumburg, –
man mag von ihm sagen, was man will, ein
tüchtiger Feldherr ist er ohne Zweifel –
hielt neben unserer Batterie auf einer
Anhöhe und beobachtete durch das
Fernrohr den feindlichen
Oberstkommandirenden. Da plötzlich
drehte er das Pferd zu mir herüber.
»Heinrich Feldmann,« sagte er, »Du bist
der beste Artilleriste meiner Armee; siehst

Du ganz da drüben den feindlichen
Adjutanten reiten?«

»Zu Befehl, Generalissimus!« antwortete
ich.

»Er hat die schriftliche Ordre zu
überbringen, daß die Reserve vorgehen soll;
sie steckt in seiner Satteltasche.«

»Soll ich sie ihm herausschießen,
Excellenz?« frug ich.

»Ja, doch schone den Mann und das Pferd.
Er hat Sympathien für uns und hält sehr viel
auf das Thier!«

»Wird gemacht, Durchlaucht!« Ich lade
also sorgfältig und richte den Lauf meines
Geschützes. Donnerwetter, der Kerl ist nur
noch hundert Schritte vom Walde entfernt,
und zwischen ihm und dem dichten
Gebüsch liegt ein Wirthshaus, hinter
welchem er vorüberreiten muß! Was thun?
Es gibt nur eine Möglichkeit: Das Parterre
des Hauses besteht aus einer einzigen

Stube; man kann von vorn hinein und hinten durch die Fenster wieder heraussehen. Ich visire genau, der Reiter verschwindet hinter dem Hause, ich protze ab – die Kugel geht durch die beiden Fenster und reißt hinter dem Hause dem Adjutanten die Satteltasche in Stücke. Die Schlacht wurde gewonnen, und als ich am andern Morgen in das Wirthshaus kam, sah ich erst genau, welch einen Meisterschuß ich gethan hatte. Nun, meint Ihr noch immer nicht, daß das Schicksal einer Schlacht von einem einzigen Schusse abhängen kann?«

»Lüge Du und der Teufel!« antwortete Thomas erbost über die Kühnheit des Artilleristen, ihm eine solchen Bären aufzubinden. »Du pist der unverschämteste Aufschneiter, den ich in meinem Lepen gesehen hape.«

»Ja, das ist am Den!« stimmte Baldrian bei.

»Glaubt, was Ihr wollt; es fällt mir gar nicht ein, zwei dumme Köpfe klug machen zu wollen! Aber das ist sicher, daß der Hauptmann von Wallroth bei der Artillerie gestanden hat, denn ich kenne ihn von meiner Dienstzeit her und sehr genau. Zwar führte er nicht meine Batterie, aber er war ein Liebling seiner Oberen und auch seiner Untergebenen. Dann verschwand er plötzlich, und ich habe ihn seit jener Zeit jetzt zum ersten Male wiedergesehen.«

»Wo mag er wohl herstammen?« frug Thomas.

»Das weiß Niemand,« antwortete Heinrich; »geht mich auch gar nichts an. Nur das fällt mir auf, daß er so vertraut mit der Zigeunerin ist.«

»Mit der Zarpa? Das ist wahr. Wie mag er wohl mit diesem Weipsen zusammengekommen sein? Das ist nämlich eine Hexe, die ich sehr genau kenne. Ich hape sie erst kürzlich peopachtet, als --

Donnerwetter, was pin ich doch für ein Esel!«

»Was, Du kennst die Zigeunerin? Wo hast Du sie gesehen?«

»Darum hast Du Dich nichts zu pekümmern, denn ein Gelpschnaple wie Du braucht nicht Alles zu erfahren.«

»Das ist am Den,« bestätigte Baldrian höchst trocken.

»Richtig, alter Grenadier!« antwortete Heinrich. »Seit die ganz besondere Kunst des jungen Herrn auf den Kavalleristen gefallen ist, kann es mit Euch Beiden kein Mensch aushalten; der Grenadier beißt, der Kavallerist schlägt aus, und der Artillerist – pah, der lässt sie machen, was sie wollen. Er geht zu seiner Barbara Seidenmüller.«

Er erhob sich lachend und ging. Thomas schien sich aus seiner Entfernung nicht viel zu machen.

»Laß ihn laufen, Paldrian,« meinte er; »nun können wir ungestört mit einander sprechen. Hast Du die Zarpa wirklich noch nicht gesehen?«

»Nein.«

»Ich hape sie zum ersten Male gesehen, als ich mein Gesellenstück hier peim Meister machte. Das war ein sehr pewegter Tag und ein noch viel pewegterer Apend. Ich hatte vom frühen Morgen an tüchtig gearpeitet und freute mich auf die Ruhe; aper ich mußte dreimal hinüper nach dem Palaste des Herzogs, um die Zigeunerin zu holen und — — «

»War sie denn beim Herzog?« fragte ganz erstaunt der sonst so wortkarge Baldrian.

»Natürlich. Sie war seine Geliepte; sie hatte es ihm angethan; sie hatte ihn verhext und verzaupert, so daß er ohne sie nicht lepen konnte.«

»Was sollte sie denn hier?«

»Das weiß ich heute noch nicht. Die Meisterin pekam den jungen Herrn, der damals natürlich noch nicht der junge Herr war, und kaum war ihre Stunde vorüper, so mußte ich die Zarpa holen, die mit dem Neugeporenen wohl eine halpe Stunde lang fort war, ehe sie ihn wieder prachte. Sie war damals ein Mädchen, wie es keine zweite giept, und ich selpst hätte mich in sie verschameriren mögen, wenn ich mich nicht so sehr vor ihrer Zauperei gefürchtet hätte. Später war sie auf einige Jahre verschwunden; nachher kehrte sie einmal auf einen Tag hier ein; das war gerad, als ich den Meister auf Urlaup pesuchte, und seit dieser Zeit hat sie sich pis auf den heutigen Tag nicht wieder sehen lassen.«

»Hm, das ist am Den!«

»Ja, das ist gewiß und wahrhaftig am den, und ich pin wirklich pegierig, was sie hier vorhat. Sie ist von Allen empfangen worden, als op sie der liepe Gott selper sei. Jetzt sitzen sie drin und sprechen so leise, als op die größten Staatsgeheimnisse

verhandelt würden. Horche nur einmal an den Laden; Du hörst gewiß kein Wort von dem, was in der Stupe gesprochen wird!«

Allerdings war von außen kein Wort zu vernehmen; doch hatte das seinen Grund einfach in dem Umstande, daß in der Stube nicht gesprochen wurde. Mutter Brandauer saß am Tische und strickte, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen. Sie zeigte bei dieser Beschäftigung einen Eifer, als gelte es, die Welt mit ihren Maschen glücklich zu machen. Der Schmied hatte die Hauspostille vor sich liegen und that, als ob er lese, und im dunkelsten Winkel des Zimmers saß Zarba und rauchte aus demselben kurzen Stummel, den sie auch in dem Arbeitskabinet des Herzogs in Brand gesteckt hatte.

Wäre es heller gewesen, so hätte man ein eigenthümliches, aber wohlwollendes Lächeln bemerken können, mit welchem sie die beiden stillen Menschen beobachtete.

Endlich schlug Brandauer das Buch zu und warf einen fragenden Blick auf die Hausfrau, welche denselben bejahend erwiderte. Er stand auf, holte sich die lange Pfeife, stopfte sie sich mit jener Umständlichkeit, welche darauf ausgeht, sich einen wirklichen Genuß zu verschaffen, und griff dann zum Fidibus; dann schob er, einige tüchtige Rauchwolken ausstoßend, den Tabakskasten nach derjenigen Seite des Tisches, welche der Zigeunerin zugekehrt war, und meinte:

»Nimm Tabak, Zarba, wenn Du fertig bist.«

»Danke, Meister! Eure Sorte paßt mir nicht.«

»Hast wohl etwas Feineres?«

»Möglich! Die Zingaritta raucht ein Kraut, welches nur Fürsten bezahlen können.«

»Oh! Woher beziehst Du es?«

»Es kommt aus dem Morgenlande und
wächst zwischen den heimathlichen Bergen
der Boinjaaren. Dort an den Abhängen des
Pandjköra gehen die Jungfrauen, wenn der
Mond das Herz des Krautes bestrahlt, beim
Sternenscheine hinaus auf das Feld, um mit
zarten Händen die Herzblätter
einzusammeln, die man dann am großen
Tage der Göttin zum Tempel bringt, damit
der Geist der Zukunft auf sie niedersteige.
Wer dann die Düfte dieses Krautes trinkt,
über den kommt die Gabe der Weissagung,
daß er die Sprache der Sterne versteht und
weiß, was die Linien der Hand bedeuten.«

»Rauchtest Du das Kraut auch als
Mädchen?«

»Nein.«

»Aber Du hattest doch die Gabe der
Weissagung reichlicher als alle die
Deinen!«

»Ich hatte der Gaben noch mehrere,«
antwortete sie ausweichend und mit

düsterer Miene; »sie sind verschwunden, und mit ihnen ist hin die Jugend und das Glück. Zarba säete Liebe und erntete Haß, sie gab Glück und Seligkeit und nahm Spott und Verachtung dafür hin. Ihr Lachen hat sich in Weinen verkehrt, ihre Liebe ist zur Rache geworden; ihr Himmel heißt Hölle, ihr Segen wurde Fluch, und ihre Schritte verklingen im tiefsten Schatten der Nacht. Im Dunkel ihres Lebens leuchtet nur ein Licht, der Stern der Rache und der Vergeltung.«

»Das klingt schlimm, Zarba, so schlimm und traurig, als hättest Du keine Freunde, welche Deiner in Liebe gedenken!«

»Freunde? Wo sind sie, und wie heißen ihre Namen?«

»Denkst Du nicht an uns?«

»An Euch? Seid Ihr meine Freunde?«

Ihr Auge funkelte unter den tiefen Höhlen hervor, und ihr Angesicht nahm den

finstersten Ausdruck an, der ihr möglich war.

»Meinst Du vielleicht das Gegentheil?«

Sie schwieg eine Weile; dann entgegnete sie:

»Der Sohn dieser Erde spricht von Liebe; er glaubt an sie und opfert ihr sein Leben, und doch ist sie ein Gespenst, welches schrecklich anzuschauen ist, wenn sie die gleißende Hölle von sich wirft, denn ihr Name heißt – Selbstsucht. Euer Gott schuf und liebt die Menschen, um von ihnen angebetet zu werden; die Erde liebt die Sonne, weil sie sich an ihren Strahlen wärmt; das Kind liebt die Eltern, weil es von ihnen Alles empfängt, was es bedarf; die Eltern lieben das Kind, weil es Fleisch von ihrem Fleisch und Blut von ihrem Blute ist; der Gatte liebt die Gattin, weil er durch sie glücklich werden will, und der Freund liebt den Freund, weil er seiner bedarf. O, ich kenne Eure Liebe, ich kenne Eure Hingebung, Eure Opferfreudigkeit!

Eure Liebe hat mir das Herz aus dem Leibe
gerissen, ich aber habe ihr den Schleier
zerfetzt, hinter welchem sie ihr häßliches
Angesicht verbirgt!«

»Zarba, Du hast nicht — —«

»Seid still! Ihr seid ein Mann und – ein
Christ, und – ich hasse Beide!«

»Willst Du unsere heilige Religion
schmähen, Zarba?«

»Schmähen? Nein – aber den Vorhang will
ich heben, hinter welchem sie sich verbirgt.
Was ist die Liebe, von welcher Euch
gepredigt wird? Feindseliger Haß und
tödtliche Selbstsucht. Wer nicht an Eure
Satzung glaubt, wird verdammt. Was ist
Eure Inquisition? Was ist Eure Mission?
Auf blutigem Bahrtuche tragt Ihr Euren
Glauben von Land zu Land, von Volk zu
Volk; Ihr nehmt den Nationen das Hirn aus
dem Kopfe und das Mark aus den Knochen,
und doch – geht zu Denen, welche Ihr
Heiden nennt, und seht, wo die Sünde ärger

und raffinirter wüthet, bei ihnen oder bei
Euch! Liebe? Ich kenne sie nicht, aber den
Haß, die Vergeltung, die Rache kenne ich.
Ihr handelt nach gleißnerischen Sätzen,
welche feig und lügnerisch sind, uns aber
lehrt Bhowannie, dasselbe zu thun, was an
uns gethan wird; sie ist die unerbittliche
Göttin der Rache, und ihr diene ich, so
lange noch eine Faser an meinem Leibe
ist!«

Der Schmied schwieg. Er hatte das Gefühl,
als sei dies das Beste, was er jetzt thun
könne. Nach einer Pause fuhr die
Zigeunerin fort:

»Doch unsere Gottheit ist gerecht; sie
vergilt auch das Gute, obgleich es niemals
aus Liebe, sondern aus Eigennutz
geschieht. Brandauer, erinnert Ihr Euch des
Tages, an welchem die Zigeunerin Zarba
aufgegriffen wurde und als Hexe in das
Wasser geworfen werden sollte?«

Er nickte zustimmend mit dem Kopfe.

»Sie wäre sicher ersäuft worden, obgleich sie jung und schön war wie keine Eures Volkes. Da aber drängte sich ein starker Mann durch die Menge, faßte sie und sprang mit ihr in einen Kahn und brachte sie an das andere Ufer, wo er sie in seinem Hause versteckte viele Tage lang.
Brandauer, kennt Ihr den Mann?«

Er lächelte.

»Es war nicht viel, was er that, Zarba.«

»O doch! Es war ja das Höchste, was er für mich thun konnte, denn er rettete mir mein Leben. Und das hat Zarba nie vergessen. Sie spricht täglich von ihm zu Bhowannie, und die Göttin breitet ihre Hände aus über sein Haupt und sein Haus, daß Glück in seinen Mauern wohne und Segen walte auf Allem, was er beginnt und vollbringt. Das Alter hat mir den Nacken gebeugt, den Rücken gekrümmmt, das Antlitz durchfurcht und die Haare gebleicht; Zarba ist die verachtete, die häßliche Zigeunerin, vor welcher die Kinder fliehen und die Großen

sich scheuen; aber ihre Hand ist mächtig und ihr Arm stärker als derjenige eines Fürsten. Wen sie haßt, den kann sie verderben, und wen sie liebt, dem bringt sie Glück und Wonne. Sie kann Herzöge entthronen und Könige einsetzen, wenn sie will, und — — «

»Zarba — — !«

»Du zweifelst?« Sie erhob sich und trat nahe an den Tisch heran. Das Licht fiel jetzt voll und hell über ihre Gestalt, und in seinem Schimmer funkelten ihre Augen wie schwarze Diamanten, welche in der Fülle des eingesogenen Strahles im Dunkel erglänzen. »Soll ich es Dir beweisen, Brandauer? Erinnerst Du Dich jener Nacht, in welcher Dein Weib in ihren Schmerzen lag und Ihr zu mir schicktet, weil Ihr an die Kunst der Zigeunerin glaubtet? Sie gebar ein Knäblein, und ich ging mit ihm hinaus unter die Sterne, um Bhowannie zu befragen, welches das Schicksal des Kindes sein werde. Ihr wolltet eine Antwort auf diese Frage, doch ich mußte schweigen,

denn es war Großes und Unglaubliches, was ich erfuhr. Ich vertröstete Euch auf spätere Zeiten, und Ihr wartetet bis heut vergebens auf den Spruch, den ich Euch zu bringen habe. Das Knäblein ist zum Manne geworden, und — — «

Sie wurde unterbrochen. Die Thür öffnete sich, und Max trat ein. Schnell auf ihn zutretend erfaßte sie seine Hand und zog ihn zum Tische.

»Das Knäblein ist zum Manne geworden,« wiederholte sie und fuhr dann fort: »zum starken Manne, der mich beschützte und mir den Sohn wiedergab, der mir bereits verloren war, und nun kommt über mich der Geist der Vergeltung, welcher mir den Mund öffnet, zu reden von dem, was ich bisher verschweigen mußte.«

Sie erhob die Hand und legte sie ihm, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, auf das Haupt.

»Hört, was ich Euch sage! Es ist so gut, als ob Euer Gott vom Himmel stiege und meine Worte spräche: Dieses Haupt ist bestimmt, eine Krone zu tragen; diese Faust wird halten das Scepter, und von diesen Schultern wird wallen der Mantel des Herrschers. Der Sohn des Schmiedes wird ein König sein unter den Mächtigen der Erde. Ich sehe sie kommen, die Großen und die Kleinen, um ihre Kniee zu beugen und ihm zu huldigen, wie es jetzt thut Zarba, die Zigeunerin!«

Sie kniete vor ihm nieder, drückte ihre Stirne auf seine Hand, erhab sich dann und hatte mit zwei schnellen Schritten das Zimmer verlassen.

Kapitel

Kapitel

Kapitel

VIII. Almah.

Da, wo der Fluß sich busenartig erweitert, um seine Wasser mit den Wogen des Meeres zu vermählen, liegt Tremona, der Haupthafen von Süderland. Am Fuße der Höhe, an welcher sich die Stadt amphitheatralisch emporzieht, dehnen sich die Außenwerke der Festung aus, während die beiden rechts und links vom Flusse liegenden Forts wie drohende Wächter von dem Berge herunterblicken und weit hinaus in die offene See schauen. Unter ihnen und an ihren Flanken dehnen sich zahlreiche Weinberge und Fruchtgärten hin, zwischen deren Grün verschieden stilisirte Villas, Lustschlösser und andere herrschaftliche Bauwerke hervorblücken, welche bestimmt sind, der haute-volée der Residenz und des Landes zum Sommeraufenthalt zu dienen. Unter diesen Gebäuden zeichnet sich besonders eines durch seine prächtige Lage wie unübertreffliche Architektonik aus. Es ist ein im maurischen Stile gehaltenes

Schloß, welches sonderbarer Weise keinem Süderländischen Unterthanen, sondern einem Fremden gehört, nämlich dem Fürsten Viktor von Sternburg, General z.D. Sr. Majestät des Königs von Norland.

Allerdings ist der General nur selten auf dieser seiner Besitzung anwesend, und auch sein Sohn, der Prinz Arthur, welcher als wirklicher Kapitän zur See in Norländischen Diensten steht, kann den Reiz dieser herrlichen Besitzung nur höchst selten und auf kurze Zeit genießen, da sein Beruf ihn oft Jahre lang vom Lande fern hält und er in der Frist eines etwaigen Urlaubs zu sehr in der Heimath in Anspruch genommen wird, als daß er auf den Gedanken kommen sollte, eine Besitzung zu besuchen, welche im Nachbarstaate liegt, dessen Intentionen zum Vaterlande nie sehr freundliche genannt werden konnten. —

Auf der Veranda von Sternburg, wie das erwähnte Schloß nach seinem Besitzer genannt wird, saßen mehrere in Civil gekleidete Herren, deren Exterieur die

Vermuthung nahe legte, daß sie trotz dieser Kleidung den militärischen Kreisen angehörten. Sie hatten die substanzielleren Theile des Frühstücks überwunden und schauten nun vergnügt auf eine Batterie feurigen Sizilianers, welcher ihnen rothgolden durch das Glas entgegenglänzte.

»Sagen Sie, Kapitän, auf wie lange werden Sie Ihren gegenwärtigen Aufenthalt ausdehnen?« frug der eine von ihnen. »Sie dürfen erwarten, daß wir wünschen, Sie so lange als möglich hier festhalten zu können.« Der Gefragte war ein junger Mann von wohl nicht über zweiundzwanzig Jahren. Sein ernstes, männlich schönes Angesicht war sehr stark von der Sonne gebräunt und trug den Charakter einer milden aber unerschütterlichen Energie, welche durch nichts dahin zu bringen ist, einen einmal für rechtlich erkannten Entschluß wieder aufzugeben. Seine Kameraden waren ausnahmslos älter als er, und dennoch schien er ihnen an Reife und Würde überlegen zu sein, wenigstens bildete ihrer Lebhaftigkeit gegenüber die

Ruhe und Gleichmäßigkeit seiner Worte und Bewegungen einen Kontrast, welcher nur zu seinem Vortheile ausfallen konnte.

»Leider ist die Dauer meines Aufenthaltes hier eine sehr von den Umständen abhängige,« antwortete er. »Sie kann einige Wochen währen, aber auch schon binnen einer Stunde ihr Ende erreicht haben. Allerdings habe ich meine Fregatte dem Werfte übergeben müssen, aber es kann leicht sein, daß man mir während der dadurch entstehenden Vakanz einstweilen das Kommando eines anderen Fahrzeuges anvertraut. In diesem Falle werde ich telegraphisch abberufen und hätte dann nicht einmal Zeit, mich von Ihnen zu verabschieden, meine Herren.«

»Ein Grund mehr, uns an die Gegenwart zu halten,« meinte ein anderer der Gäste. »Laßt uns den eventuellen Abschiedstrunk gleich jetzt mit schlürfen!«

Die Gläser erklangen.

»Wo waren Sie zuletzt stationirt, Kapitän?« tönte dann die Frage.

»Im indischen Archipel.«

»Donnerwetter, ein wenig entfernt von hier! Nun ist mir auch der famose Teint erklärlich, durch welchen Sie sich so vortrefflich auszeichnen. Aber ich glaube, von Ihnen als in Egypten anwesend gehört zu haben.«

»Ich war auf dem Rückwege nach der Heimath mit der Abgabe von Depeschen an den Vizekönig beauftragt.«

»Ah! So ward Ihnen das Glück zu Theil, die Khedive'sche Majestät Auge in Auge zu sehen?«

»Natürlich.«

»Ja, ein zweiundzwanzigjähriger Kapitän zur See besitzt ganz verteufelte Meriten. Aber, im Vertrauen, haben Sie auch Einblick in die liebenswürdigen

Verhältnisse des vizeköniglichen Harems erhalten?«

Der Gefragte blickte mit einem sinnenden Lächeln vor sich nieder.

»Einblick? Nein!«

»Aber Anblick – ein Anblick ist Ihnen geworden, Sie Glücklicher? Gestehen Sie!«

»Ich gestehe!«

»Genügt nicht. Beichten!«

»Ich habe nichts zu beichten, meine Herren!«

»Nun wohl, dann haben Sie desto mehr zu erzählen oder zu berichten. Nicht?«

»Höchstens eine Kleinigkeit.«

»Aber solche Kleinigkeiten sind so interessant, daß wir unmöglich auf sie verzichten können. Beginnen Sie, Kapitän!«

Er griff zum Glase, that einen kleinen, langsamen Zug aus demselben und begann mit einer Miene, in welcher sich deutlich das Widerstreben kund gab, eine persönliche Erfahrung dem weiteren Wissen preis zu geben.

»Ich hatte meine Pflicht gethan und war vom Vizekönig auch bereits verabschiedet worden, beschloß aber doch, noch einige Tage in Kairo zu verweilen. Man muß diese Stadt gesehen haben, um diesen Entschluß als etwas ganz und gar Selbstverständliches anzuerkennen. Kairo heißt nicht ohne Grund Kahira, die Siegreiche; sie besiegt mit ihren tausend Wundern und Reizen jeden Abendländer, welcher zum ersten Male sich in den Zauberkreis des orientalischen Lebens wagt.«

»Auch Sie wurden natürlich von diesem Zauber gefangen genommen?«

»Vor Jahren, ja, als ich den Boden des Morgenlandes zum ersten Male betrat.«

»Vor Jahren! Alle Teufel, Kapitänen, Sie haben freilich an einer ganz bedeutenden Summe von Jahren zu tragen! Doch, apropos, Sie sind wirklich ein ganz ungewöhnlich bevorzugtes Schoßkind des Glückes. Während andere sehr tüchtige Männer es kaum mit vierzig Jahren bis zu Ihrem Range bringen, waren Sie mit vierzehn Jahren bereits Midshipman, mit zwanzig Decklieutenant und jetzt Kapitänen, notabene nicht Korvetten- sondern Fregattenkapitänen. Warten wir noch ein Jährchen, meine Herren, so werden wir erfahren, daß diesem Herrn Arthur von Sternburg als Kommodore eine Eskadre anvertraut worden ist, und dann ist es nicht mehr weit bis zu einem fünfundzwanzigjährigen Admiral. Doch bitte, Herr Kamerad, fahren Sie fort!«

»Mit oder ohne weitere Unterbrechungen?«

»Ohne –« lachte der Gefragte.

»Also, wir waren in Kahira, der Siegreichen, und sahen uns gezwungen, den

Einflüssen des Klimas gerecht zu werden.
Des Tages verträumte ich, wenn nicht
gerade eine Audienz oder ein nothwendiger
Besuch vorlag, die Zeit bei einer Pfeife
feinem Assuan, und ging nur des Abends
aus, um manches Abenteuer zu erleben oder
zu beobachten, von welchem die
Erinnerung zu zehren vermag. Aufgefallen
war mir die Schönheit der Fellahmädchen.
Diese schlanken und dabei doch so vollen,
reizenden Glieder, der warme Ton der
dunklen, sammetnen Haut, die liebliche
Regelmäßigkeit der Züge, die jungfräuliche
Fülle und Festigkeit derjenigen Formen,
welche man bei uns künstlich zu stützen
pflegt, die Anmuth der Bewegungen – das
Alles, bei diesen Bauernmädchen gesehen,
ließ die Frage aufkommen, welchen Grad
von Schönheit erst die Damen höherer
Stände besitzen müßten.«

»Donnerwetter, Kapitän, denken Sie daran,
daß Sie gegenwärtig zu außerordentlich
gefühlvollen Wesen sprechen!«

»Ohne Unterbrechung, meine Herren –!«

»Bon! Sprechen Sie weiter. Wir sind natürlich gespannt auf Ihren ethnographischen Essay. Natürlich erhielten Sie Gelegenheit, den Grad dieser letztgenannten Schönheit zu bewundern.«

»Allerdings. Es war an einem Abende — — «

»Ah, der Anfang ist reizend: an einem Abende — fahren Sie weiter fort!«

»Ich hatte mir ein Boot genommen und fuhr den Fluthen des Niles entgegen, das heißt, ich saß und träumte, wie man es in jenen Breiten zu thun pflegt, und ließ mich rudern. Wir hatten nach kurzer Zeit die Stadt hinter uns, fuhren einsam stromauf und sahen nur eine einzige Gondel vor uns, welche von vier schwarzen Sklaven fortbewegt wurde — «

»Ich ahne! In dieser Gondel saß ein — — — «

»Nein — saßen zwei tief verschleierte Frauengestalten, welche jedenfalls gerade so wie ich die Kühle des Abends in der

Einsamkeit genießen wollten.
Unwillkürlich wurden meine Augen von den zarten feinen Hüllen magnetisch angezogen; es gab ja so Vieles hinter ihnen zu ahnen und zu vermuten. Wer waren diese Frauen? Waren sie alt, so daß die Schleier nichts als Runzeln zu verbergen hatten, oder pulsirte das Blut heiß durch Herz und Adern zweier Gestalten, wie sie die Phantasie sich malt, wenn man an das Harem eines orientalischen Herrschers denkt? Wem gehören sie, und – durfte man es hier in dieser Entfernung von der Stadt wagen, sie anzusprechen? Nein, das ging nicht, denn die Schwarzen hätten dies jedenfalls verrathen. Ich fuhr ihnen also langsam nach, dem weißen Schleier ihrer Gewänder wie einem Polarsterne folgend, nach welchem der Seefahrer den Lauf seines Fahrzeugs bestimmt.«

»Schwärmer! Ich an Ihrer Stelle hätte sie angesegelt, geentert und als gute Prise an Bord genommen.«

»Ich wünsche Ihnen von Herzen eine solche Gelegenheit, Ihre Tapferkeit zu bewähren. – Der Fluß beschreibt oberhalb der Stadt einen scharfen Bogen, und natürlich liegt das ruhige Fahrwasser auf der inneren Seite desselben. Eben hatte die Gondel dasselbe erreicht, als hinter der Krümmung der Bug eines Fahrzeugs sichtbar wurde, welches sich verspätet haben mußte und den Hafen von Bulakh zu erreichen suchte. Die Gondel lag beinahe gerade vor seinem Kiele, doch gelang es ihr noch, auszuweichen. Das Fahrzeug war eine Dahabie, welche, dem Baue nach, Sennesblätter aus Abessinien brachte. Ihr folgte, wie die Gondel zu spät bemerkte, ein Sandal, eines jener flüchtigen Nilfahrzeuge, welche beinahe mit einem Dampfer um die Wette zu segeln vermögen. Zum Ausweichen war es fast zu spät; dennoch aber brachten die Ruderer die Gondel so weit zur Seite, daß sie nicht überfahren wurde, doch gerieth sie in das rauschende Kielwasser der beiden Schiffe, von welchem es hin- und hergeschleudert wurde wie eine Nußschale –«

»Alle Teufel, jetzt kommt die Pointe: ein Retter – eine wundervoll schöne Göttin – Liebe – Geständniß – Hochzeit – – habe ich recht, Kapitän?«

»Pah! Die beiden Frauen hatten natürlich ihre Fassung vollständig verloren. Sie zeterten und schrien um Hilfe. Die Eine von ihnen hatte die Hände vom Bord genommen, eine Woge riß die Gondel zu sich empor – die Dame verlor das Gleichgewicht und stürzte in das auf- und abwogende Wasser. Ich hatte so Etwas vermuthet und das Steuer ergriffen. Im Nu war ich zur Stelle und sprang über Bord. Es gelang mir, die Verunglückte zu fassen. Bei dem unruhigen Wasser war es eine Unmöglichkeit, mit ihr in das Boot zu kommen, ich legte mich auf den Rücken, nahm ihren Oberkörper quer über mich herüber und schwamm nach dem Ufer, welches ich noch vor den Kähnen erreichte. Dort legte ich sie nieder und entfernte den Schleier, welcher den Kopf und die Schultern bedeckte.«

Der Kapitän machte jetzt eine Pause und blickte über die vor ihm liegende Landschaft hinaus weit in die Ferne, als suche er den Ort zu erschauen, auf welchen er damals die Errettete gebettet hatte.

»Fast erschrocken fuhr ich zurück — —«

»Was – erschrocken? War sie so häßlich, Kapitän?«

»Häßlich? Pah! Können Sie sich nicht denken, daß es einen Grad von Schönheit gibt, welcher dieselbe Wirkung hat? Den Beschauer überkommt das Gefühl, als habe er eine Entweihung begangen, als sei er unberufen in ein Heilighum eingetreten, welches er bei Todesstrafe nicht betreten dürfe. So war es auch hier. Ich sah in ein Gesicht, in ein Gesicht – doch, warum davon sprechen, da es geradezu unmöglich ist, solche Wunder zu beschreiben. Aber wenn eine jener Feen, von denen wir uns in der Jugend erzählen ließen, vom Himmel herabgestiegen wäre, um den Sterblichen die Schönheit in ihrer herrlichsten

Inkarnation zur Offenbarung zu bringen, sie hätte sich mit dem Mädchen, welches vor mir lag, nicht messen können. Die dünnen, durchsichtigen Gewänder waren von den oberen Theilen dieser unvergleichlichen Gestalt zurückgewichen, und da, wo sie dieselbe noch verhüllten, schienen sie bestimmt zu sein, mehr zu verrathen als zu verbergen. Und über dem Allem lag ausgebreitet der zauberische Mondesglanz Egyptens – pah, ich glaube gar, ich werde poetisch!«

»Kein Wunder, Kapitän! Ich gäbe sofort fünf Jahre meines Lebens hin, wenn ich an Ihrer Stelle gewesen wäre!«

»Ich wurde aus meinem Entzücken gerissen. Mein Ruderer hatte gelandet, und auch die Gondel war herbeigekommen. Die zweite Verschleierte setzte den Fuß auf das Land und kam herbeigeeilt.«

»Almah! O Fatime, heiligste Frau des Himmels, hilf, daß sie nicht todt ist!«

Erst durch diesen Ruf wurde ich aus das Nöthigste aufmerksam gemacht. Ich legte die Hand auf das Herz der Verunglückten und fühlte einen leise schlagenden Puls.

»Sie lebt. Die Hand des Todes war nicht schnell genug, die herrlichste Blume Kahiras zu brechen.«

»Sie lebt?«

Mit diesen jubelnden Worten warf sie sich auf die Liegende nieder, zog sich den Schleier vom Gesicht und küßte die Bewußtlose auf Stirn, Wange und Lippe.

»Ja, sie lebt. Dank Dir, Fremdling! Du hast ein Werk gethan, welches Allah Dir niemals vergessen wird!«

Auch sie war schön, doch einige Jahre älter als die Andere. Noch kniete ich an der Seite der Letzteren und hatte ihren Kopf auf meinem Arme liegen, von welchem das aufgelöste, reiche schwarze Haar in lockiger Fülle herniederfloß.«

»Wer ist sie? Wer seid Ihr?« frug ich, mehr unwillkürlich als mit bestimmter Absicht.

»Ich bin Aimée, die Lieblingsfrau des Vizekönigs, und diese hier heißt Almah. Wer bist Du? Ein Franke?«

Sie sprach italienisch, um von den Dienern nicht verstanden zu werden; ich durfte also annehmen, daß sie lesen könne. Noch immer kniend griff ich mit der freien Hand in meine Tasche und nahm eine Karte hervor.

»Nimm und lies, wer ich bin!

Ich wollte weiter sprechen, wurde aber verhindert. Derjenige, welcher am Steuer der Barke gesessen hatte, trat herbei.

»Warum lässest Du die Sonne Deines Angesichtes leuchten vor dem Manne, dem Du nicht gehörst?«

Diese Worte klangen streng. Sie wandte sich ab und ließ den Schleier fallen.

Kapitel

Kapitel

Kapitel

Kapitel

Neuntes Kapitel.Der tolle Prinz.

Über die Residenz von Süderland breitete sich ein wunderbar schöner, sternenvoller Abend, und die Luft war so mild und erquickend, daß die Promenaden von Spaziergängern wimmelten, welche unter den duftenden Bäumen wandelten, um nach des Tages Sorge und Arbeit den angestrengten und ermüdeten Geist zu erfrischen.

Unter den Promenirenden bewegten sich zwei junge Männer, welche ihrer Haltung und Kleidung nach zu den besseren Kreisen des Mittelstandes gehörten, Arm in Arm, und den Blicken, mit welchen sie die ihnen Begegnenden musterten, war es anzusehen, daß sie irgend Jemand erwarteten.

»Sie kommen nicht,« meinte der Eine von ihnen, den Hut, als ob er schwitze,

abnehmend, um die hohe, breite Stirn mit dem weißen Mouchoir zu trocknen.

»Sie werden kommen, Karl, darauf verlaß Dich. Anna hat mir noch in der Dämmerstunde bejahend zugenickt, als ich vorüberging.«

»Sie wird kommen, ja; sie ist ein ruhiges, festes und treues Gemüth, und Du thatest damals wohl, gerade sie zu wählen.«

»War es nicht ein eigenthümlicher Scherz, der dann so schön in Erfüllung ging?«

»So schön? Ja, ich habe auch und lange Zeit geglaubt, daß es uns zum Glücke geschehen sei,« meinte Karl mit halblauter Stimme, aus welcher eine tiefe, schwere Trauer klang.

»Zweifelst Du jetzt wirklich?«

»Wir saßen im Parke,« fuhr der Gefragte, ohne auf diese Worte zu hören, wie rezitirend fort, »und uns gegenüber nahmen

zwei unbekannte Damen Platz, die Eine
blond und schmächtig, die Andere braun,
dunkeläugig, voll Feuer und Leben und von
einer Gestalt, an welcher ein Corregio
nichts auszusetzen gehabt hätte. Wir
wählten uns im Scherze eine von ihnen; Du
wolltest die Blonde, Sanfte, ich die Braune,
Schöne, Feurige. Aus dem Scherze wurde
Ernst – Du bist glücklich und ich – elend.«

»Karl!« rief der Andere.

»Zweifelst Du?«

»Ich begreife es nicht. Emma ist schön,
besitzt ein gutes Gemüth, einen häuslichen,
wirthschaftlichen Sinn und »- –

»Und weiß, daß sie schön ist,« fiel Karl ein.
»Sie hat ihre Mutter bei der Geburt verloren
und wurde von ihrem Vater durch
übergroße Zärtlichkeit und unverständige
Nachsicht so verzogen, daß sie kein anderes
Gesetz kennt, als das Gefühl des
Augenblicks. Sie kennt ihre körperlichen
Vorzüge sehr genau; sie bemerkt es, wenn

sie bewundert wird, und thut man dies nicht, so fordert sie durch Blick, Bewegung und Geberde dazu auf. Sie hatte mich lieb, aber sie will ihre Vorzüge nicht mir allein widmen, sie bedarf auch der Anerkennung Anderer, welche sie mit suchendem Auge einkassirt. Bei einem solchen Charakter oder vielmehr Naturell ist sie allen Versuchungen ausgesetzt, denen gegenüber sie nicht diejenige Festigkeit besitzt, welche erforderlich ist zur inneren und äußeren Treue gegen den Geliebten.«

»Du richtest zu streng. Auch ich habe sie später etwas weniger ernst gefunden, als ich sie vorher taxirte; aber sie ist noch jung, und die mangelhafte Erziehung wird sich nachholen lassen.«

»Du bist ein großer Psycholog, Paul, um zu wissen, daß eine junge zweiundzwanzigjährige Dame noch zu ziehen ist.«

»Pah! Du als Literat, der sehr berühmte Romane und Novellen schreibt, bist

natürlich seelenkundiger als der
bescheidene Uhrmacher Paul Held; aber ich
meine, wenn ein Mädchen den Mann ihrer
Wahl wirklich lieb hat, so wird sie ihren
Fehlern gern entsagen.«

»Richtig, doch von diesem gern entsagen
bis zum wirklichen Aufgeben der Fehler ist
ein weiter und schwieriger Weg, zu
welchem eine Charakterfestigkeit gehört,
welche dem Leichtsinne entgeht. Emma hat
mich heut noch innig lieb, aber ihre
Gefallsucht wird sie auf Abwege treiben,
auf denen sie vielleicht jetzt schon
wandelt.«

»Karl!« rief der Andere zum zweiten Male.

»Ich bleibe bei dieser Behauptung. War es
früher nicht ihr größtes Glück, des Abends
an meinem Arme sich zu erholen? Und was
thut sie jetzt? Sie verspricht mir, zu
kommen, hält aber selten Wort, und wenn
ich nachforsche, so höre ich, daß sie nicht
daheim geblieben, sondern bei dieser Frau
Schneider gewesen ist, deren Existenz mir

eine höchst problematische zu sein scheint. Dieses Weib hat eine Tochter, welche den Anziehungspunkt gewisser Herrenkreise bildet. Ich habe Emma gebeten, die Familie zu meiden, sie hat meinen Wunsch nicht berücksichtigt; ich habe es ihr mit Strenge befohlen, sie ist mir ungehorsam gewesen; ich säe Aufrichtigkeit und ernte Lügen; diesem Zustande möchte ich ein Ende machen und kann es doch nicht, weil ich – – sie zu innig, zu innig liebe!«

»Armer Freund!«

»Ja, arm, sehr arm! Wie reich und glücklich war ich vorher. Ich gehöre zu den gelesensten Novellisten; man bezahlt meine Arbeiten so, daß ich mehr einnehme als ich bedarf; ich könnte es schnell vorwärts bringen, doch glaube mir, Paul, seid meiner Bekanntschaft mit Emma habe ich nicht eine einzige Arbeit vollendet, welche ich mit gutem Gewissen dem Drucke hätte übergeben dürfen. Wenn es so fortgeht, so bin ich geistig und wirtschaftlich ruinirt.«

»Sei einmal ernst mit ihr!«

»Ich bin es gewesen, doch hilft der Ernst so wenig wie die Liebe. Ich möchte am Liebsten — doch schau dort hinüber! Ist das nicht Anna?«

»Ja, sie ist es,« meinte Held, erfreut über den Anblick der Geliebten. »Und allein — ganz so wie ich vermutete!«

Die junge Dame, jene sanfte Blondine, von welcher Karl Goldschmidt gesprochen hatte, begrüßte die Beiden und wandte sich dann an den Literaten.

»Ich bringe Emma leider heut nicht mit —«

»Heut? Sagen Sie lieber — immer!«

»Sie versprach mir noch am Nachmittage, mitzugehen, doch als ich kam um sie abzuholen, war sie bereits ausgegangen.«

»Dann kehre ich nach Hause zurück.«

»Bleibe bei uns, Karl! Du störst uns nicht,« bat Held.

»Das weiß ich. Aber Du weißt nicht, was es heißt, Andere glücklich zu sehen, selbst aber unglücklich zu sein. Gute Nacht!«

Er ging, doch nicht nach Hause, sondern unwillkürlich lenkte er seine Schritte nach der Straße, in welcher Emma's Vater wohnte. Dieser schien ausgegangen zu sein, da keines der Fenster erleuchtet war. Karl wußte, daß nur ein Vorsaalschlüssel vorhanden sei und kannte auch den Ort, wohin dieser gelegt wurde, wenn Vater und Tochter nach verschiedener Richtung die Wohnung verließen. Er stieg die Treppe empor, zog den Schlüssel unter dem Schranke hervor und öffnete. Dann trat er in Emma's Zimmer, welches nach der Seite des Hofes lag. Es war ihm niemals eingefallen zu lauschen oder zu spähen, jetzt aber hielt er es als eine Pflicht gegen sich selbst, nach Momenten zu suchen, welche geeignet waren, ihm über das

Verhalten der Geliebten Aufklärung zu geben.

Er brannte die Lampe an und warf einen Blick im Zimmer umher. Er fand Alles in der gewohnten Ordnung. Wollte er irgend einen Anhalt gewinnen, so mußte er eingehender forschen. Er untersuchte den Schrank, den Sekretär, die Nähtoilette und die Kästen der Kommode. Schon war er mit den Letzteren beinahe zu Ende, so erblickte er ein Kästchen, welches ihm vollständig fremd war; es mußte erst kürzlich in den Besitz der Geliebten gekommen sein. Er öffnete es und fand einige duftende Couverts, auf denen ein sammetnes Etui lag. Das Letztere enthielt eine kostbare Schmuckgarnitur, und in jedem Couverte stak ein zierlich geschriebenes Billetchen. Er las die Letzteren; sie dufteten so sehr nach dem Weihrauche der Bewunderung und enthielten der Schmeicheleien so kräftige, daß nur einer unkundigen Seele die grobe Absicht dieser Schreibereien entgehen konnten. Unterschrieben waren

die Billets mit »von Polenz,
Oberlieutenant.«

»Hund!« knirschte Karl. »Oder ist es nicht Hundenatur, auf fremdem Gebiete zu revieren? Diese Herren dürfen mit ihren sogenannten noblen Passionen ungestraft das Glück und Wohl ihrer Nebenmenschen tödten, und wenn ein armer Teufel vor Hunger die Hand nach einem elenden Stücke Geldes ausstreckt, so reißt man ihn aus all seinen Verhältnissen, aus der menschlichen Gesellschaft, und steckt ihn, der nur noch als eine Nummer gilt, zwischen kalte nackte Mauern, die er nur verläßt, um die Seinen noch ärger bestraft zu finden, als er selbst es war. Ich werde diesen Lieutenant von Polenz finden und ein Wörtchen mit ihm sprechen!« Er brachte Alles wieder an den früheren Platz zurück und verließ dann die Wohnung.

Nicht weit von derselben stand das Haus, dessen Parterre die Familie Schneider bewohnte. Er trat an einen der Fensterläden und horchte. Das helle fröhliche Lachen

Emma's, welches ihn früher so oft beglückt hatte, ertönte im Innern. Hatte sie ihm ihr Wort gebrochen, blos um den Abend bei diesen Leuten zuzubringen? Er zweifelte. Zwar hatte er auf den Billets keine Bestellung für den heutigen Abend gefunden, doch konnte Emma diese schriftliche Bestellung, wenn eine solche erfolgt war, auch anderswo versteckt oder zu sich genommen haben. Er beschloß daher, jedenfalls zu warten, was der Abend bringen werde.

Gegenüber lag ein hohes, alterthümliches Haus mit einem breiten, tiefen Thorwege. Der eine Flügel des letzteren stand offen, und er trat in den dunklen Flur und schloß das Thor in der Weise, daß nur eine Spalte blieb, um die Straße zu beobachten.

Er hatte noch nicht lange in diesem Verstecke gestanden, als er von fern her Sporen klinren hörte. Zwei Männer nahten und hielten unweit des Thorweges an, es waren Offiziere.

»Wohin führen wir sie heut?«

»Promeniren?«

»Pah, poussiren!«

»Also nach den Promenaden?«

»Zu volkreich. Will allein sein mit ihr!«

»Also Stadtpark – entfernteste Parthie, da wo der Reitweg endet?«

»Ja.«

»Es gibt dort zwei sehr bequeme Bänke, von dichtem Gebüsch überschattet. Kein Mensch verirrt sich in diesen Winkel.«

»Trefflich! Habe mir mit diesem Mädchen beinahe Mühe geben müssen – soll nicht umsonst gewesen sein – will süßen Lohn, haha – – Sie gehen mit der Ihren voran; ich werde folgen!«

Dieser Letztere sprach kurz und in einem Tone, welchem man die Gewohnheit des

Befehlens anhörte. Sollte er wirklich bloßer Lieutenant sein?

Der andere stieß einen halblauten Pfiff aus, und kurze Zeit darauf öffnete sich drüben die Thür. Emma trat hervor; der Befehlshaberische nahm sie sofort in die Arme und küßte sie. Hinter ihr verließ ein anderes Mädchen das Haus, welches der andere Offizier am Arme nahm, um sich sofort nach der vorgezeichneten Richtung zu bewegen.

»Emma, mein schönes, süßes, entzückendes Kind,« hörte Karl seinen Nebenbuhler sprechen, »sind Sie gern gekommen?«

»Gern!«

»Und hat dieser – dieser Scriblifax, dessen Sie sich nicht erwehren können, nicht Beschlag auf den heutigen Abend gelegt?«

»O ja!«

»Und Sie sind nicht mit ihm gegangen!
Meinetwegen, nicht wahr, mein
himmlisches Mädchen?«

»Ja, nur Ihretwegen, Herr Lieutenant!«

»Recht so, meine Venus, mein
unvergleichlicher Engel! Habe mich lieb,
nur mich allein, dann wirst Du Glück
finden ohne Ende, ein Glück, von welchem
wir heut die süßesten Tropfen schlürfen
können. Komm, laß uns gehen!«

Sie folgten dem vorausgegangenen Paare.

Karl lehnte hinter dem Thore und hatte die
fieberheiße Stirn an die kalte Mauer gelegt.

»Verloren – Alles, alles verloren! Sie wird
ihm gehören und dann zu Grunde gehen.
Emma, wie lieb, wie unendlich lieb habe
ich Dich gehabt! Und nun – – aber, ist sie
wirklich verloren? Noch nicht, wenn ich sie
nicht aufgabe! Sie wird, sie muß erkennen,
welcher Unterschied ist zwischen einer
schmutzigen Sinnlichkeit und den reinen,

treuen Gefühlen, welche ich ihr entgegenbringe. Ich werde ihnen folgen, oder vielmehr, ich werde einen anderen Weg einschlagen, um ihnen zuvorzukommen.

Er kannte den Ort, welcher das Ziel ihres Spazierganges war, und es konnte ihm nicht leicht fallen, denselben noch vor ihnen zu erreichen. Als das erste Paar dort anlangte, hatte er sich bereits ein bequemes Versteck hinter derjenigen Bank, welche am verborgensten lag, hergerichtet, und als dann auch Emma mit ihrem Begleiter erschien und sich hart vor ihm plazirte, hätte er sie mit der Hand erreichen können, und er vermochte jedes ihrer Worte zu verstehen.

Der Offizier hatte den Überrock ausgezogen und als Teppich für das Mädchen auf den Sitz gelegt. Später nahm er auch die Mütze vom Kopfe, jedenfalls um durch den Anblick seines schönen, reich gelockten Haares die Zahl seiner sichtbaren Vorzüge zu vermehren. So wurde sein

Gesicht vollständig frei; Karl konnte ihn ganz genau erkennen.

»Der tolle Prinz – in Lieutenantsuniform!« murmelte er überrascht. »Das gibt eine Schlägerei, wenn ich mich unterstehe, ihm den Besitz meiner Braut streitig zu machen! Pah,« setzte er zähneknirschend hinzu – »mir ganz gleich!«

Es waren fürchterliche Augenblicke für den jungen Mann, welcher zusehen mußte, daß der Gegner sich in Zärtlichkeiten erging, die ihm selbst verweigert gewesen waren, doch wollte er so lang wie möglich unbemerkt bleiben, um zu erfahren, wie weit die Untreue seines Mädchens bis jetzt gegangen war.

»Hast Du den Schmuck bereits getragen, den ich Dir brachte?« hörte er fragen.

»Noch nicht.«

»Warum?«

»Vater darf ihn nicht sehen, und die Garnitur ist so kostbar, daß ich beschlossen habe, sie zu ersten Male an – an – an unserem Hochzeitstage zu tragen.«

»Recht so, mein Herz, denn daraus erkenne ich, daß Du ein sparsames, haushälterisches Weibchen sein wirst. Doch bis zur Hochzeit kann noch mancher Monat, vielleicht sogar ein ganzes Jahr vergehen. Ehe ich mir eine Frau nehmen kann, muß ich erst Hauptmann sein. Wird Dir das nicht zu lang?«

»Nein, denn ich werde Dich ja öfters sehen.«

»Natürlich, auf der Promenade oder -- oder wohl auch bei Dir?«

»Bei mir? Ich danke, Papa soll noch nichts von unserer Liebe wissen!«

»Allerdings, doch ist dies noch immer kein Hinderniß, uns in Deiner Wohnung zu

sehen. Papa braucht ja nichts davon zu wissen.«

»Das ist unmöglich! Er würde trotzdem bemerken, daß ich Dich bei mir sehe.«

»Er würde es nicht bemerken. Soll ich Dir das beweisen?«

»Wie so?«

»Heut ist er ausgegangen?«

»Ja. Es ist heut der Tag, an welchem er ein Spielchen zu machen pflegt.«

»Wenn komm er da nach Hause?«

»Vor Mitternacht sicher nicht.«

»Weckt er Dich dann, wenn Du bereits schläfst?«

»Nie.«

»Also! Es ist jetzt ein Viertel vor elf Uhr. Laß uns aufbrechen!«

»Warum?«

»Ich werde Dich recht schön ersuchen,
einmal sehen zu dürfen, wie mein
zukünftiges Weibchen wohnt.«

»Das geht nicht; nein, das ist unmöglich!«

»Warum? Verlange ich mit dieser Bitte zu
viel?«

»Nein, aber zu so später Stunde – – nein, es
ist unmöglich, Du mußt früher kommen!«

»Ja, mein Herz, kann ich früher kommen,
ohne bemerkt zu werden?«

»Ich darf nicht!«

»So liebst Du mich nicht!«

»O doch!«

»Nein. Ich glaube nicht an eine Liebe,
welche mir einen so einfachen Wunsch
verweigert. Darf ich nicht einmal das
Zimmer sehen, welches mein Mädchen

bewohnt, so ist von Liebe und Vertrauen
keine Rede.«

»Du bist grausam!«

»Nein. Entscheide Dich! Soll ich allein
gehen oder wollen wir jetzt mit einander
aufbrechen?«

Sie zögerte eine Weile mit der Antwort,
dann klang es gepreßt:

»Komm!«

Kapitel

Kapitel

Kapitel

Kapitel

Zehntes Kapitel. Vor Jahren.

Früher stieg der dichte Wald viel weiter von den Bergen herab als jetzt, und erstreckte einen seiner Ausläufer sogar bis auf einige Meilen von der Hauptstadt hernieder. Eine weit in diese Forstzunge eindringende Umfriedung schloß ein Wildgehege ab, in welches einzudringen Jedermann außer dem Forstpersonale verboten war. Dennoch befanden sich eines Tages innerhalb der Umzäunung Personen, deren Habitus man sehr leicht ansehen konnte, daß sie weder zu diesem Personale noch zu sonst irgend welchen Berechtigten zählten.

Zwischen zwei hohen Eichen, die wohl an die tausend Jahre zählen mochten und ihre stammesdicken Äste weit in die Luft hinausstreckten, stand ein altersschwacher vierrädriger Karren. Der Gaul, welcher ihn gezogen haben mochte, weidete im hohen Grase, dessen saftige Stengel zwischen Moos und allerlei Grün hervorragten. Am

Stamme des einen Baumes loderte ein helles Feuer, an welchem, über zwei Astgabeln gelegt, ein Rehrücken briet, den ein kaum zehnjähriger Junge mit einer Miene drehte, die ebensoviel Kennerschaft wie inneres Behagen ausdrückte.

Der Knabe war nur halb bekleidet, und ebenso mangelhaft oder defekt zeigte sich die Umhüllung der andern Personen, welche in mancherlei Stellungen um das Feuer saßen oder lagen, um der Zubereitung des leckern Bratens zuzuschauen. Sie alle zeigten jene unverkennbaren Züge, welche der Physiognomie des Zigeuners eigenthümlich sind, schienen jedoch trotz ihres mehr als anspruchslosen Äußersten nicht jenen nomadisirenden Horden anzugehören, welche Raub und Diebstahl als ihr eigentliches und einträglichstes Gewerbe betreiben.

Auf dem Wagen saß auf einigen alten Betten – gewiß ein sehr ungewöhnlicher Luxus bei einer fahrenden Zigeunerbande –

eine uralt scheinende Frau, jedenfalls die Vajdzina, und war beschäftigt, aus einigen verschossenen und farblosen Fetzen irgend ein Kleidungsstück herzustellen, dessen Art und Zweck jedoch nicht zu erkennen war. Auf der Deichselgabel ruhte der Vajdzina, bald einen Blick auf die Alte werfend, bald die immer dunkler werdende Farbe des Rehrückens musternd und dabei aus einem kurzen Pfeifenstummel den Rauch eines Krautes ziehend, dessen Geruch eine Verwandtschaft mit der Kartoffel als sehr wahrscheinlich erscheinen ließ. Auch die Zigeunermutter rauchte, aber der Geruch ihres Tabaks war ein anderer. Es wäre vielleicht möglich gewesen, daß der feinste Kenner das Aroma dieser Sorte bewundert hätte.

Bei der Stille, welche ringsum herrschte, waren ferne Laute zu vernehmen, welche als gedämpfter Schall eines Gespräches durch die Büsche drangen und von zwei Personen herrührten, die sich von der Gesellschaft zurückgezogen hatten und

einige hundert Schritte vom Wagen entfernt
einander sich gegenüber befanden.

Die eine von ihnen war ein Mädchen.

Sie mochte kaum siebzehn Jahre zählen,
aber ihre Formen waren beinahe diejenigen
eines vollendeten Weibes, schwelend und
üppig und doch dabei so fein und zart, als
hätte eine einzige Stunde einem kindlichen
Körper die Vollkommenheiten der
entwickelten Jungfrau verliehen. Ihr kleines
Köpfchen vermochte kaum die Fülle des
reichen Haares zu tragen, welches ihr in
einem langen, dichten, blauschwarz
schimmernden Strome über den Nacken
herniederfloß; die ideale Stirn, etwas
egyptisch vorstehend, das feine, kleine
Näschchen mit den leicht beweglichen, trotz
der dunklen Gesichtsfarbe rosa
angehauchten Nasenflügeln, der
schwellende, kleine Mund, zwischen dessen
Lippen zuweilen zwei Reihen blendender
schmaler Zähnchen zu bemerken waren,
das mit einem liebenswürdigen Grübchen
versehene Kinn, alle diese Einzelheiten

gaben ihrem Antlitze einen Ausdruck, welcher den Kenner weiblicher Schönheit entzücken mußte. Vor Allem aber war das Auge bewundernswerth. Aus der orientalisch-mandelförmig geschlitzten Öffnung desselben strahlte unter den langen Lidern und seidenen Wimpern der tiefschwarze Stern eine Gluth hervor, welche aus geheimnißvollen, unbewußten Tiefen zu kommen schien, eingehüllt vom Schleier jungfräulicher Ahnungslosigkeit, und doch zuweilen auf einen Augenblick so mächtig und unwiderstehlich hervorbrechend, daß sie sicher Jeden traf, der sein Herz diesem Blicke unbewacht entgegenstellte. Sie saß in halb nachlässiger, halb stolzer Haltung im Moose. Ihre Kleidung war bei weitem besser und vollständiger, als die der Anderen, und es ließ sich leicht bemerken, daß auf dieselbe diejenige Sorgfalt verwendet wurde, welche auch unter den mißlichsten Umständen jedes weibliche Wesen für ihr Äußereres besitzt.

Die andere Person war ein Jüngling.

Er hatte sich mit dem Rücken an einen nahen Baum gelehnt und die Arme über der Brust in einander geschlungen. Leute, welche gern oder auch unbewußt eine solche Stellung einzunehmen pflegen, besitzen gewöhnlich eine bedeutende Entwicklung derjenigen Eigenthümlichkeiten, deren Gesammtheit man mit dem Worte Charakter bezeichnet. Ein aufmerksamer Beobachter hätte sich vielleicht über die Farbe seiner Haut verwundert. Sie war weder weiß, wie dies bei dem Kaukasier zu sein pflegt, noch hatte sie diejenige Bräune, welche den Zigeuner kennzeichnet; eher hätte man sie grau nennen können, grau, vermischt mit demjenigen Braun, welches von Wind und Wetter und den Einwirkungen der Sonne herrührt. Er trug ein Paar kurze, weite Hosen, welche sicher für andere Körperverhältnisse gefertigt worden waren; zwischen ihnen und der Jacke, welche vielfach zerrissen war und für einen weit jüngeren Menschen gefertigt zu sein schien, blickte ein schmutziges Hemd hervor; den Kopf bedeckte eine Mütze, welche ihr

Schild verloren hatte; die Füße waren nackt und durch die Ärmel der Jacke blickte stellenweise ebenso nackt der muskulöse Arm. Durch eines dieser Löcher blickte in tiefem Schwarzroth eine wunderbare Zeichnung, welche gleich einer Tätowierung der eigenthümlich gefärbten Haut eingeprägt war. Sie stellte ein Wappen vor, dessen einzelne Züge allerdings so ausgezogen und ausgedehnt erschienen, daß das Ganze einen gewissen Grad von Undeutlichkeit besaß und es sehr anzunehmen war, daß die Tätowierung bereits vor längeren Jahren angebracht worden sei. Sein Haar besaß eine tiefschwarze Farbe; ein aufmerksamer Beobachter hätte aber doch vielleicht bemerkt, daß es an den Wurzeln einen bedeutend lichteren Ton zeigte und die Haut unter ihm so rein und weiß war, wie man sie vorzugsweise bei blonden Leuten beobachtet. Das Gesicht hatte unbedingt ein nordisches Gepräge. Die ungewöhnlich hohe und breite Stirn, das offene, blaugraue Auge, die gerade geschnittene Nase, das längliche, regelmäßige Oval des Gesichtes

deuteten nicht auf eine indische oder egyptische Abstammung hin, und so kam es, daß der Jüngling in seinem gegenwärtigen Habitus einen beinahe befremdenden Eindruck hervorbrachte, welcher unterstützt wurde durch die Ruhe und Sicherheit seiner Haltung und Bewegungen, welche bedeutend abstach gegen das Rastlose und Unstäte, welches den Zigeuner zu aller Zeit gekennzeichnet hat.

Trotz dieser äußerer Ruhe schien er sich in einer innern geistigen Erregung zu befinden. Seine Züge glänzten, sein Auge leuchtete ekstatisch, und der Blick desselben schien in weite, weite Fernen gerichtet und Gestalten zu schauen, deren Anblick dem gewöhnlichen Sterblichen versagt ist. Das Gesicht des Mädchens nahm den Ausdruck der Bewunderung an, als sie in anerkennendem Tone ausrief:

»Katombo, Dir ist ein Geist gegeben, der größer und mächtiger ist, als die Gabe der

Weissagung. Soll ich Dir noch eine Aufgabe ertheilen?«

»Thue es, Zarba!« antwortete er.

»Weiβt Du, wo Bhowannie, die Göttin der Gitani, wohnt?«

»Auf Nossindambo, welches vom Volke der Christen Madagaskar genannt wird.«

»Richtig! Hoch droben im Ambohitsmengebirge steht ihr Thron, und tief unter den Bergen von Befour schläft sie des Tages, um erst beim Beginn des Abends zu erscheinen. Kannst Du Dir denken, wie sie aussieht? An stillen Abenden glänzt ihr Haupt in den Sternen, und mit lieblichem Lächeln badet sie die schimmernden Füße in den wogenden Fluthen des Meeres, bis der Tag erscheint, vor dessen Kusse sie nach Westen flieht. Kannst Du das beschreiben in der Sprache, welche die Dichter reden?«

Er nickte selbstbewußt.

»Ich kann es.«

»So thue es!«

»Nun denn, wenn Du meinem Kusse nicht entfliehst, wie sie der Umarmung des Tages!«

»Du darfst mich küssen, Katombo, denn Du bist mein Bruder.«

»Dein Bruder? Ich will den Kuß der Liebe, aber nicht den Kuß einer Schwester!«

Sie zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann meinte sie:

»Du sollst ihn haben. Jetzt aber beginne!«

Er blickteträumerisch vor sich hin; dann erhoben sich seine Arme zur Gestikulation, und ohne Pause oder Unterbrechung strömten ihm die Verse von den Lippen:

»Wenn um die Berge von Befour Des Abends erste Schatten wallen, Dann tritt die Mutter der Natur Hervor aus unterird'schen

Hallen, Und ihres Diadems Azur Erglänzt
von funkeln den Kristallen.

In ihren dunklen Locken blühn Der Erde
düftereiche Lieder; Aus ungemess'nen
Fernen glühn Des Kreuzes Funken auf sie
nieder, Und traumbewegte Wogen sprühn
Der Sterne goldne Opfer wieder.

Doch bricht der junge Tag heran, Die
Tausendäugige zu finden, Läßt sie ihr
leuchtendes Gespann Sich durch purpurne
Thore winden, Sein Angesicht zu schaun,
und dann Im fernen Westen zu
verschwinden.«

Das Mädchen war seinen Worten mit der
Miene einer Kunstkennnerin gefolgt. Sie
neigte jetzt langsam den Kopf und meinte:

»Die Christen haben viele Dichter, aber
Keiner von ihnen allen besitzt den
schnellen, glänzenden Geist, der in Dir
wohnt, Katombo.«

Er lächelte matt.

»Mein Volk röhmt und preist mich als seinen besten Dichter, Zarba, aber ich gebe allen Ruhm und allen Preis hin für einen freundlichen Blick und für ein gutes Wort von Dir. Ich nehme mir jetzt meinen Kuß!«

Er that einen Schritt auf sie zu, sie aber wehrte ihn mit einer schnellen Bewegung ihres Armes ab.

»Warte noch, denn Du bist nicht zu Ende!«

»Ich bin fertig!«

»Nein, denn Du hast Bhowannie geschildert blos wie sie erscheint an stillen, milden Abenden. Aber wenn sie ihrem Volke grollt, dann erblickst Du sie ganz anders. Der Himmel bedeckt sich mit Wolken; die Wogen stürzen sich mit –«

»Halt!« gebot er ihr. »Ich will nur Deinen Kuß, nicht aber Deine Unterweisung. Höre mich weiter, dann aber bin ich zu Ende und nehme mir meinen Lohn. Es ist dieselbe Göttin, darum sollen meine Worte auch

dasselbe Gewand und denselben Vers
besitzen.«

Er besann sich kaum einige Sekunden lang,
ehe er begann:

»Wenn um die Berge von Befour Des
Abends dunkle Schatten wallen, Dann tritt
die Mutter der Natur Hervor aus
unterird'schen Hallen Und lässt auf die
versengte Flur Des Thaues stille Perlen
fallen.

Des Himmels Seraph flieht, verhüllt Von
Wolken, die sich rastlos jagen; Die Erde
lässt, von Schmerz erfüllt, Den Blumen
bitt're Thränen tragen, Und um verborg'ne
Klippen brüllt Die Brandung ihre wilden
Klagen.

Da bricht des Morgens glühend Herz, Er
lässt den jungen Tag erscheinen; Der küßt
den diamant'nen Schmerz Von tropfenden
Karfunkelsteinen Und trägt ihn liebend
himmelwärts, Im Äther dort sich
auszuweinen.«

Er hatte geendet und ließ nun sein Auge forschend auf dem Antlitze des Mädchens ruhen. Sie blickte vor sich nieder, und die langen Wimpern verhüllten den Ausdruck dessen, was sie jetzt empfinden und denken mochte.

»Zarba!«

»Katombo!«

»Meinen Kuß!«

»Schenke ihn mir!«

»Sie erhob die Lider, und ihr Blick suchte halb kalt halb mitleidig den seinigen.

»Warum?«

»Was nützt er Dir?«

»Was er mir nützt? Was nützt dem Auge das Licht, dem Munde die Speise, dem Herzen das Blut? Soll das Auge erblinden, der Mund verstummen und das Herz brechen

und sterben, weil sie nicht haben dürfen,
was ihnen Leben gibt?«

»Stirbst Du ohne meinen Kuß?«

Seine Gestalt richtete sich höher auf und
sein Auge flammte.

»Zarba, Du hast mich geliebt, mich allein.
Wir sind Verlobte, und bald bist Du mein
Weib. Du selbst hast es so gewollt, und die
Vajdzina hat unsre Hände in einander
gelegt. Wie oft hast Du gesagt, daß Du
sterben müßtest ohne mich! Dein Herz hat
an dem meinen geschlagen, Deine Lippe
auf der meinigen geruht; wir haben
zusammen gehungert und zusammen
geschwelgt; ich habe Leben und Glück aus
Deinem Auge getrunken – ja, ich würde
sterben, wenn der Tod Dich mir entriß!«

»Ich sterbe nicht.«

»Ich war noch nicht zu Ende. Ich würde
freudig mit Dir sterben; aber wenn ich Dich

anders verlieren sollte, als durch den Tod,
so – so – so –«

»Nun, so – ?«

»So – so würde ich leben bleiben, denn ich
hätte die Aufgabe zu erfüllen, welcher jeder
Boinjaare kennt, dem ein Anderer sein
Weib oder seine Braut entreißt!«

»Und die ist?«

»Rache!«

Sie blickte beinahe erstaunt zu ihm empor.
Dann flog ein ungläubiges Lächeln über
ihre Züge.

»Rache? Katombo und Rache? Hat der
weiche Katombo jemals einen Wurm
zertreten? Hat er ein einziges Mal für die
Seinigen das gethan, was die Christen
Betrug und Diebstahl nennen? Du hast den
Geist des Dichtens, aber Du bist kein
Mann. Du sprichst von Boinjaarenrache

und mußt jeden Mond Haar und Haut Dir
dunkler färben. Bist Du ein Gitano?«

»Was gibt mehr Recht, ein Gitano zu sein:
die kurze Stunde der Geburt oder die
langen Jahre des Lebens? Der Vajda hat
mich im Walde gefunden, und Niemand
kennt meine Eltern; aber ich bin bei Euch
gewesen allezeit, die Vajdzina nennt mich
ihren Sohn, und daher darf ich sagen, daß
ich ein Gitano bin. Gieb mir meinen Kuß!«

»So nimm ihn Dir!«

Sie sprach diese Worte kalt und gleichgültig,
ohne jede einladende Miene oder
Bewegung. Seine Stirn verfinsterte sich; er
rang mit dem aufwallenden Zorne, und
seine Stimme zitterte leise, als er
antwortete:

»Behalte ihn; aber vergiß niemals, daß
Deine Lippen mir gehören, sonst müßte ich
Dir beweisen, daß ich trotz meiner weißen
Haut ein ächter Boinjaare bin!«

Seine Worte klangen wie eine Drohung,
doch sein Auge glänzte feucht. Sie sah es,
sprang empor und schlug die Arme um
seinen Hals.

»Vergib mir!« bat sie, ihn küsselfend. »Ich
habe Dich lieb, Katombo, aber –«

Sie stockte. Er legte den Arm um sie,
drückte sie innig an sich und frug: »Aber –?
Sprich weiter, Zarba!«

»Ich kann nicht!« antwortete sie.

»Warum nicht?«

Sie sah mit einem Blicke zu ihm empor, in
welchem es halb wie Scheu und halb wie
Bitte um Vergebung glänzte.

»Du wirst es noch erfahren, Katombo; aber
selbst dann noch mußt Du glauben, daß ich
Dich immer lieb gehabt habe.«

»Ich weiß es; aber seit einigen Tagen ist
Dein Herz stumm, Dein Angesicht kalt, und
dennoch leuchtet zuweilen Dein Auge wie

ein Stern, dem eine Sonne neuen Glanz verliehen hat. Zarba, bleibe mein, damit ich nicht mich selbst mit Dir verliere!

Es lag wie eine große Angst in seinen schönen, ehrlichen Zügen, als er sie jetzt so fest an sich nahm, daß er ihr beinahe wehe that. In diesem Augenblick raschelte es in einem nahen Busche, und eine laute Stimme gebot:

»Faß, Tiger!«

Ein riesiger Fanghund schoß hinter dem Strauche hervor und warf sich von hinten auf Katombo.

»Nieder!« erscholl ein zweites Kommando.

Der Hund erfaßte den Zigeuner im Genick und riß diesen zu Boden, ehe er nur an Gegenwehr zu denken vermochte.

»Festhalten!«

Mit diesem Worte trat der Herr des Thieres jetzt herbei. Es war ein junger Mann von

nicht viel über dem Alter des Zigeuners; er trug eine Jagdkleidung mit Uniformschnitt und ließ auch ohne dies in seiner ganzen Haltung und Erscheinung den Offizier erkennen.

Kapitel

Kapitel

Kapitel

Kapitel

Kapitel

Kapitel

XI. Paroli.

Es war am Abende. Ein feiner, dichter Regen fiel vom Himmel nieder, so daß auf den Straßen der Residenz nur Diejenigen verkehrten, welche die Nothwendigkeit aus ihren Wohnungen trieb. Der Posten, welcher vor dem Polizeigebäude auf und ab patrouillirte, hatte sich fest in seinen Mantel gehüllt und murmelte zuweilen ein zorniges Kraftwort über das unfreundliche Wetter, dem er sich in Folge seiner dienstlichen Obliegenheiten preisgeben mußte.

Ein hochgewachsener Mann, der einen weiten Gummirock mit Kapuze trug, kam die Straße heraufgeschritten und trat durch das Portal in das Gebäude. Der diensthabende Polizist im Flure desselben trat ihm einen Schritt entgegen.

»Was wünschen Sie?«

»Ist der Inspektor zu Hause?«

»Der Herr Inspektor, wollen Sie wohl sagen! Er ist zwar da, aber nicht mehr zu sprechen.«

Statt aller Antwort drehte sich der Mann um und schritt auf die Treppe zu. Der Polizist eilte ihm nach und faßte ihn am Arme.

»Ich sagte, daß der Herr Inspektor nicht zu sprechen sei.«

Der Andere schlug jetzt die Kapuze zurück und frug:

»Kennen Sie mich?«

Der Beamte trat erschrocken einen Schritt zurück.

»Durchlaucht Excellenz! Verzeihung, ich konnte Ew. Hoheit ganz unmöglich erkennen!«

Der Herzog von Raumburg, denn dieser war es, nickte kurz und stieg dann zur ersten Etage empor, in welcher sich die Wohnung des Inspektors befand. Dort

angekommen, öffnete er ohne Weiteres eine Thür und befand sich seinem Untergebenen gegenüber, den über den unvermutheten Besuch eine sichtliche Überraschung befiel.

»Durchlaucht!«

»Schon gut; lassen wir alle Komplimente! Sie kennen meine Gewohnheit, Alles selbst zu sehen, mich von Allem so viel wie möglich selbst zu überzeugen. Ich komme, die Polizeigefängnisse zu revidiren. Ist Alles in Ordnung?«

»Alles,« antwortete der Inspektor, nach einem Schlüsselbunde greifend.

»Lassen Sie die Schlüssel! Sie wissen, daß ich einen Hauptschlüssel für die Schlösser sämmtlicher Landesanstalten besitze. Ist bereits abgespeist?«

»Ja.«

»Die Gefangenen haben die Strohsäcke in ihre Zellen bekommen und werden nun

eigentlich nicht mehr gestört?«

»So ist es, Excellenz!«

»Sind alle Schließer da?«

»Nur der wachhabende; die andern haben frei.«

»Gut. Er wird mich führen, und Ihre Begleitung ist also nicht nöthig.«

Der Herzog verließ das Zimmer und schritt dem ihm wohlbekannten Theile des Gebäudes zu, in welchem sich die mit Nummern versehenen Gefängnißzellen befanden. Sie lagen an den Seiten von zwei Korridoren, welche den ersten und zweiten Stock des Hinterhauses bildeten. Der Jour habende Schließer erkannte ihn sofort und stellte sich in devotester Haltung zur Disposition.

»Revidiren!« klang es kurz und befehlshaberisch.

»Wo, Excellenz?«

»Zunächst oben!«

Sie stiegen eine zweite Treppe empor. Der Schließer öffnete eine Zellenthür nach der andern und leuchtete in die engen Räume, in welche der Herzog einen kurzen Blick warf. Fast waren sie damit fertig, als Raumburg frug:

»Haben Sie Trinkwasser oben?«

»Nein; es befindet sich im unteren Korridore.«

Der Herzog hatte dies bereits bemerkt und gerade deshalb dieses Mittel gewählt, den Beamten auf eine kurze Zeit zu entfernen.

»Es gibt hier eine Luft, welche in Folge des Zellendunstes beinahe unerträglich ist.
Holen Sie mir ein Glas frisches Wasser!«

Der Schließer beeilte sich, diesem Befehle schleunigst nachzukommen. Kaum hatte er den Gang verlassen, so trat der Herzog zu einer Thür, welche eine nach dem Boden

führende Treppe verschloß. Mit Hilfe seines Hauptschlüssels war sie in drei Sekunden geöffnet; dann schloß er ebenso die Zelle auf, in welcher Helbig detinirt war, und zog ein Bündel unter seinem Rock hervor.

»Schnell, schnell! Hier ist der Strick. Dort hinauf!«

Helbig ergriff das Bündel und huschte die dunklen Stufen empor. Der Herzog verschloß die beiden Thüren hinter ihm und war damit vollständig fertig, als der Schließer das Wasser brachte. Die Revision wurde fortgesetzt.

Als der Herzog vorhin auf das Polizeigebäude zuschritt, war ihm von weitem ein Mann gefolgt, welcher sich ungesehen von ihm und dem Militärposten so plazirte, daß er den Eingang des Gebäudes im Auge zu behalten vermochte. Es war Max, der Sohn des Hofschrniedes Brandauer. Aus dem belauschten Gespräche zwischen Raumburg und Helbig hatte er mit Sicherheit geschlossen, daß heut etwas

gegen ihn, Zarba und den Hauptmann unternommen werde, und daher den Palast des Herzogs aufgesucht, um das Nöthige zu beobachten. Seine Vermuthung bestätigte sich; er sah den Herzog seine Wohnung verlassen und folgte ihm auf dem Fuße bis hierher.

Er nahm als gewiß an, daß Helbig sein Gefängniß heimlich verlassen werde; da er aber die Art und Weise nicht kannte, in welcher dies bewerkstelligt werden sollte, so konnte er nicht den Mörder beobachten, sondern mußte sich begnügen, seine Aufmerksamkeit auf den Herzog zu richten.

Er hatte beinahe eine volle Stunde gewartet, als er den Letzteren endlich aus dem Portale treten und die Straße hinabschreiten sah. Er folgte ihm. Raumburg bog in die nächste Seitenstraße ein und folgte dann einigen engen Gassen, die ihn an die hintere Seite des Polizeigebäudes führten. Dieses lag außerhalb der inneren Stadt, und seine Rückfront stieß an das offene Feld, welches hier die Spuren einiger alter

Festungsgräben zeigte, die nicht zugeschüttet worden waren. In den Vertiefungen wucherte ein üppiges Weidengebüsch, zu welchem der Herzog seine Schritte lenkte. Dort angekommen, stieß er einen leisen Pfiff aus, und sofort tauchte die Gestalt Helbigs vor ihm empor.

»Helbig!«

»Hier!«

»Alles gut?«

»Ja.«

»Wo ist das Seil?«

»Es hängt noch.«

»Wirst Du wieder hinaufkommen?«

»Ja, wenn ich wirklich wieder in die Zelle muß. Aber ich denke, Sie wollen mir die Freiheit schenken!«

»Du sollst sie auch haben, aber auf anderem Wege. Du kehrst in Deine Zelle zurück, und ich werde dafür sorgen, daß durch ein Alibi Deine Unschuld bewiesen wird.«

»Es ist finster, und Niemand wird das Seil bemerken, mit dessen Hilfe ich wieder hinauf zum Bodenfenster klettere; aber wie komme ich von dort oben wieder in meine Zelle?«

»Sobald Du oben bist, wirfst Du das Seil herab; ich werde es dann selbst entfernen. Natürlich kann ich Gründe haben, gegen Morgen das Gefängniß nochmals zu revidieren; Du wartest hinter der Bodenthür, bis ich diese öffne. Es wird morgen Niemand ahnen, daß Du während der Nacht das Gefängniß verlassen hast.«

»Und nun meine Aufgabe, gnädiger Herr?«

»Du gehst zunächst in meinen Garten. In derjenigen hinteren Ecke, welche nach dem Flusse zu liegt, findest Du ein Paket. Es enthält einen vollständigen

Handwerksburschenanzug, den Du anlegst.
Hast Du Geschick genug, für einen
Schmiedegesellen zu gelten?«

»Wird mir nicht schwer fallen,
Durchlaucht.«

»Schön! Hier hast Du ein Wanderbuch, in
welchem Du natürlich vorher die Visa
nachsehen mußt. Kennst Du Brandauers
Hofschmiede?«

»Ja.«

»Dorthin gehst Du und sprichst um ein
Nachtlager an.«

»Sie werden mich in die Herberge weisen.«

»Ich habe Erkundigung eingezogen und
erfahren, daß der Meister sehr oft
wandernde Gesellen bei sich behält, wenn
ihm ihr Äußeres und ihre Legitimation
gefällt. Dein Wanderbuch wird Dich ihm
empfehlen; das Übrige ist Deine eigene
Sache. Du mußt auf alle Fälle versuchen,

bleiben zu dürfen; halte Dich an die Gesellen; Hier hast Du Geld, ihnen ein Gratial zu geben. Und solltest Du partout gehen müssen, so benütze Deine Zeit wenigstens dazu, Dich mit der Örtlichkeit vertraut zu machen, damit es Dir gelingt, Dich heimlich einzuschleichen.«

»Und was kommt dann?«

»Der Schmied hat einen Sohn, Namens Max, welcher in der Stube über der Schmiede schläft. Auf der andern Seite wohnt eine Zigeunerin und ein verabschiedeter Artilleriehauptmann; das sind drei Personen, für welche ich Dir hier dieses Messer und diesen Revolver gebe; er ist geladen. Weiter kann ich nichts sagen.«

»Ist auch nicht nöthig! Sie können sich darauf verlassen, daß ich stets vollbringe, was ich mir einmal vorgenommen habe. Geht es im Stillen mit dem Messer, so ist es mir um so lieber; gelingt es aber nicht, so schieße ich die Drei ganz einfach vor Aller

Augen nieder. Für meine Person ist keinerlei Gefahr dabei.«

»Du kleidest Dich dann in meinem Garten wieder um, wo ich in der hintersten Laube auf Dich warten werde. Gelingt Dir Alles gut, so bist Du in wenigen Tagen frei und ich statte Dich so aus, daß Du ohne Sorgen leben kannst. Jetzt geh!«

Helbig verschwand. Der Herzog wartete noch einige Minuten und entfernte sich dann auch. Jetzt erhob sich kaum einige Fuß von dem Platze, an welchem die Beiden gestanden hatten, Max vom Boden. Er hatte jedes Wort der für ihn so gefahrdrohenden Unterredung vernommen.

»Ein sauberes Paar! Der Plan ist wahrhaftig so verwegend, daß wir sehr bedeutende Personen sein müssen, von deren Entfernung höchst Wichtiges abzuhängen scheint. Diesen Helbig werde ich bekommen, und den Herzog später auch, trotzdem ihm sein Rang den besten Schutz gewährt!«

Er kehrte nach der Schmiede zurück.

Dort saßen heut die Gesellen nicht wie an schönen Abenden im Freien, sondern sie hatten sich in der Werkstatt plazirt. Thomas fehlte; es waren also nur Baldrian, Heinrich und die Lehrlinge anwesend.

»Wenn ich nur wüßte, warum der Thomas verreist ist!« meinte Heinrich, der Artillerist. »Es muß das einen ganz besonderen Grund haben.«

»Das ist am Den!« nickte Baldrian, der Grenadier.

»Kannst Du Dir nichts denken?«

Baldrian schüttelte mit dem Kopfe, und Heinrich fuhr fort:

»Erst eine Depesche und dann der Obergeselle auf Reisen – es geht Etwas vor. Meinst Du nicht auch, Baldrian?«

»Das ist am Den!«

»Droben die Zigeunerin und der Hauptmann; dann der junge Herr immer auf dem Sprunge – es geht Etwas vor! Hast Du das Gesicht gesehen, welches er machte, als er jetzt kam?«

Baldrian nickte.

»Das sah aus, als hätte er etwas ganz Außerordentliches erlebt. Er war fadennaß, und der Schmutz lag so dick auf seinen Hosenbeinen, als hätte er draußen auf dem Felde gelegen. Nun ist er mit dem Meister hinauf zu der Zigeunerin, wo sie Allerlei verhandeln, als ob großer Kriegsrath abgehalten würde, gerade wie damals, als wir vor Hochberg lagen und kein Mensch Rath wußte, bis ich endlich der ganzen Generalität aus der Patsche half.«

»Du?« frug Baldrian verwundert.

»Ja, ich. Das war nämlich so: Wir belagerten Hochberg schon sechs Wochen lang und konnten doch das Nest nicht bekommen. Der Oberstkommandirende war

ganz grimmig darüber, hielt einen Kriegsrath nach dem andern und konnte doch zu keinem Ziele kommen. Eines schönen Tages saßen sie wieder beisammen, und ich hatte den Zimmerpostendienst. Jeder hatte eine andere Meinung; der Generalissimus fluchte und wetterte, daß es krachte, und sagte endlich: »Die Schuld liegt daran, daß wir weder von der Befestigung noch von der Vertheidigung etwas Genaues wissen. Ich wollte der Sache bald ein Ende machen, wenn ich drin Jemand hätte, der mir Alles sagte.«

Die Rede leuchtete mir ein; ich konnte mich nicht halten und trat vor.

»Zu Befehl, Herr Generalissimus; schicken Sie mich hinein. Ich werde auf den Thurm steigen und mir Alles genau ansehen.«

»Du?« frug er. »Ja so, Du bist ja der Heinrich Feldmann, der berühmteste und gescheidteste Artillerist in meinem ganzen

Heere! Getraust Du Dir das wirklich zu
Stande zu bringen?«

»Zu Befehl, ja!«

»Gut; ich gebe Dir jetzt sofort Urlaub. Laß
Dich ablösen und handle ganz nach Deinem
Ermessen; ich weiß, daß Du ein guter
strategischer Kopf bist und mir meinen
Feldzugsplan nicht verderben wirst. Wenn
es Dir wirklich gelingt, so bekommst Du
eine lebenslängliche Pension von jährlich
fünfhundert Thalern.«

»Ich ließ mich also ablösen, setzte mich auf
meinen Fuchs, denn ich war doch reitender
Kanonier und durfte mich zu Fuße nicht
blamiren, und ritt im Galopp gegen die
Festung. Sie hielten mich für einen
Parlamentär und dachten schon, wir wollten
uns ihnen ergeben; darum machten sie
schnell das Thor auf und kamen in hellen
Haufen herbei, um mich zu empfangen.
Indem ich mir nun die Leute ansehe,
erblicke ich unter ihnen den ganz obersten
Festungskommandanten. Da fährt mir ein

kühner, gewaltiger Plan durch den Kopf, denn ich hatte bemerkt, daß die Kirchthür offen stand. Ich reite also auf den Kerl zu, packe ihn bei der Gurgel, reiße ihn zu mir herauf auf den Fuchs und sprenge mit ihm nach der Kirche. Hinter uns ertönt ein ungeheures Wuthgeheul; ich aber kehre mich nicht im Geringsten daran, sondern galoppire die vier Thurmtreppen hinauf bis auf den Glockenboden. Dort steige ich ab und werfe den Kommandanten vom Pferde; er war in eine Ohnmacht gefallen, und da ich keine ästhetischen Tropfen mit hatte, konnte ich ihm nicht helfen. Im Nu habe ich die Fallthüre zugeworfen und schiebe den Riegel vor. Aber das ganze Heer der Belagerten war mir nachgestiegen und wollte die Fallthür sprengen. Was ist da zu thun? Ich schraube also die drei Glocken los und wälze sie auf die Thür. Das war meine Rettung. Nun binde ich dem Kommandanten die Hände und Füße und gucke durch das Schalldoch hinaus. Ich kann da die ganze Befestigung überblicken und gebe unsren Leuten durch Zeichen zu verstehen, was sie machen sollen. Auf diese

Weise dauerte es nur fünf Tage, und die Festung war unser. Der Feind wußte natürlich, daß ich die Hauptrolle dabei spielte, und ich wurde darum von der obersten Treppe aus ganz fürchterlich belagert; aber die Glocken waren so schwer, daß ich keine Sorge zu haben brauchte. Gehungert habe ich während dieser fünf Tage auch nicht, denn der Kommandant war gerade als ich kam, beim Konditor gewesen, um seiner Frau fünf Pfund Chokolade und drei Pfund Marzipan mitzunehmen; davon haben wir gelebt, und es schmeckte gar nicht übel. Der Fuchs aber steckte von Zeit zu Zeit den Kopf zum Schalldosche hinaus und fraß das Stroh und Heu aus den Dohlen- und Schwalbennestern, die es da draußen in Menge gab. Als die Unsigen die Festung erstürmt hatten, bauten sie mir auf jeder Treppe einen Triumphbogen mit allerlei Fahnen und Guirlanden, und ich bin wieder hinuntergeritten, daß es puffte.«

»Das ist am Den!« nickte Baldrian mit einem Gesichte, als ob er an der

fürchterlichsten Kolik litte.

»Willst Du es etwa nicht glauben? Für die Gefangennahme des Festungskommandanten bekam ich extra eine goldene Medaille geschlagen, die mir aber auch irgendwo abhanden gekommen ist, und die Pension beziehe ich noch heut; Ihr seht nur nichts davon, weil ich das Geld stehen lasse, bis es mir einmal gefallen wird, mich zur Ruhe zu setzen.«

Kapitel

Kapitel

Kapitel

Kapitel

Kapitel

XII. Ein Rückblick.

Es war zu Siut in Egypten. Die glühende Mittagssonne verbreitete eine drückende Schwüle über die Stadt, in deren engen Straßen selten der eilende Schritt eines Menschen, der kurze Trab eines Esels oder das Schnauben eines Kameels zu hören war. Sprühende Gluth vibrirte über den Wassern des Nils, und kein einsamer Kahn, keine Barke war auf den Wogen zu sehen. Einige Sandals lagen im Hafen, aber von der Besatzung war kein Kopf, kein Glied zu sehen, da sich die Leute vor der Hitze an das Ufer zurückgezogen hatten, um sich in dem kühlen Raume eines Kawuah (Kaffeewirthes) zu erholen.

Am Ufer des Flusses stand ein großes Gebäude, von welchem allerdings nicht viel zu erkennen war, da das ganze zu ihm gehörige Areal von einer sehr hohen Backsteinmauer umgeben wurde. Diese Letztere umschloß zunächst einen Garten,

der mit großer Kunst und Sorgfalt angelegt war; dann starrten Einem die vier fensterlosen Mauern des ein Rechteck bildenden Gebäudes entgegen. Das durch die Mauer gebrochene Thor lag dem Flusse zu, und ihm gegenüber öffnete sich der Eingang des Gebäudes, welches mit seinen vier Seiten einen mit Säulengängen eingefaßten Hof umschloß. Stieg man von diesem Hofe aus eine breite aus dem Syenit des Dschebel Mokkhadam gebaute Treppe empor, so gelangte man in ein weites Gemach, in welchem eine sehr angenehme und erquickende Kühle herrschte. Dieselbe wurde hervorgebracht durch die Ausdünstung des Wassers in den vielen porösen Thongefäßen, welche in zahlreich angebrachten Maueröffnungen standen. Der Boden war mit einem einzigen großen persischen Teppich von wundervoller Arbeit und Färbung belegt, und auf einer erhöhten Estrade stand ein mit rothem nubischem Sammet überzogener Divan, auf welchem ein Mann in jener Stellung (mit untergeschlagenen Beinen) Platz

genommen hatte, welche der Türke Rahat otturmak, d.i. Ruhe der Glieder nennt.

Er mochte achtundvierzig oder neunundvierzig Jahre zählen, aber der Ausdruck von Betrübniß, welcher auf seinen edlen, männlich-schönen Zügen lag, ließ ihn um Einiges älter erscheinen. Der sicherste Werthmesser für den Reichthum eines Mannes pflegt in Egypten die Pfeife zu sein. Diesen Maßstab angelegt, mußte der Reichthum dieses Mannes ein sehr bedeutender genannt werden, denn der Kopf der Pfeife, welche er rauchte, war sicher aus einem Stücke Meerschaum von seltener Größe geschnitten, das Rosenholzrohr zeigte eine massive Golddrahtumwindung, zwischen welchen zahlreiche ächte Perlen hindurchblickten; die Spitze bestand aus einem großen Stücke jenes halbdurchsichtigen Bernsteines, welcher im Oriente theurer bezahlt wird als der wasserhelle, und der kristallene Kondensirknauf schimmerte von Brillanten, Smaragden und Rubinen, welche an sich schon ein Vermögen repräsentirten.

Zu seinen Füßen hockten zwei schwarze Sklaven; der Eine war beschäftigt, die Pfeife in stetem Gang zu erhalten, und der Andere kredenzte in kleinen, kaum mehr als fingerhutgroßen Tassen den schwarzen Trank des Mocca, der vollständig rein, ganz ohne Zucker und Sahne genossen wurde.

Da öffnete sich eine Seitenthür und eine verhüllte Frauengestalt trat ein. Sie näherte sich dem Manne, hob den Schleier ein wenig und küßte ihn auf die Stirn; dann strich sie ihm mit der kleinen, weißen Kinderhand über dieselbe und meinte mit halblauter und doch goldig reiner Stimme:

»Wieder lagern Wolken um Dein Haupt, und Schatten ziehen durch Dein Herz. Die Geschicke der Sterblichen stehen geschrieben und verzeichnet im Buche des Schicksals, und keine Hand kann wider Allahs Willen.«

»Du sagst recht, Ayescha; aber doch thut der Wille Allahs wehe, wenn er das Herz zerreißt. Allah lenkt die Geschicke wie

Wasserbäche, doch gibt er dem Manne
Spielraum, seine Kraft zu erproben und zu
entfalten. Mein Leben war ein schwerer
Kampf; das Kismet (Vorherbestimmung) ist
mir gütig gewesen; jetzt aber hat es mich
getroffen mit dem Schlage einer Keule, die
mein Leben zerschmettern kann. Ich
kämpfe und ringe dagegen, doch all mein
Reichthum, all meine Macht bringt mir
keine Hilfe. Ich werfe mit Gold um mich,
als besäße ich die Schätze der tausend und
einen Nacht; ich schicke meine Freunde,
meine Diener und meine Sklaven aus, aber
Keiner will kommen, um mir die Kunde zu
bringen, nach welcher ich mich sehne, wie
die Nacht nach dem Lichte des Tages, wie
die Wüste nach Thau und Regen und wie
der Nil nach der gnadenreichen Leilet en
Nuktha ("Nacht des Tropfens," jene Nacht,
in welcher nach dem Glauben der
Nilanwohner ein Thränentropfen vom
Himmel fällt, um alljährlich die
segensreichen Überschwemmungen
hervorzubringen).«

»Vater, es gibt nur Einen, welcher klug und tapfer genug ist, das Geheimniß zu enthüllen und Dir die ersehnte Kunde zu bringen; aber dieser ist nicht da.«

»Wer?«

»Katombo.«

Der Mann erhob forschend seinen Blick.

»Kennst Du ihn so genau, daß Du dies behaupten kannst?«

Sie schwieg einige Sekunden in halber Verlegenheit; dann antwortete sie: »Hast Du mir nicht so viel von ihm erzählt?«

»Ja, das habe ich und Du hast das Richtige getroffen. Wäre er nicht so fern, sondern hier gewesen, so hätte er mir längst des Herzens Muth und Freude zurückgegeben, denn keiner von Denen, welche ich aussandte, Sobeide zu suchen, wird sie finden und mir wiederbringen.«

»Allah ist groß; er kann helfen, wenn er will, und oft erscheint seine Hilfe zu einer Zeit, in welcher wir sie am wenigsten erwarten. Ich stand soeben auf dem Dache, um die feuchte Luft des Stromes zu athmen, und sah ein Boot auf dem Wasser schwimmen. Es hatte unsere Farben und wurde von einem Manne gerudert, der nach dem Hafen zuhielt. Ich kam sofort, um es Dir zu verkünden. Sollte es einer Deiner Boten sein?«

»Kam er stromab oder stromauf?«

»Stromab.«

»So muß er das Ufer bereits erreicht haben und augenblicklich hier sein. Hörst Du?«

Man konnte deutliche Schritte vernehmen, deren Schall vom Hofe heraufdrang. Sie kamen die Stufen empor, und dann wurde der Eingang geöffnet. Ein Diener trat ein und verbeugte sich bis zur Erde. »Hoher Scheik, ein Schiffer verlangt Dich zu sprechen.«

»Laß ihn herein!«

Der Diener verbeugte sich nochmals, trat ab und ließ den Mann ein, den er angemeldet hatte. Dieser trug die gewöhnliche Tracht der Nilbarkenleute und schwitzte aus allen Poren.

»Was willst Du?«

»Bist Du Manu-Remusat, der große und berühmte Abu-el-Reisahn (Vater der Schiffsführer)?«

»Ich bin es.«

»Mich sendet Katombo, Dein Kapitän.«

»Katombo?!«

Er machte eine Bewegung zum Aufspringen, überwand sich aber; eine solche Erregung paßte nicht zu der charakteristischen Ruhe, welcher der Orientale als Zeichen der Würde sich zu befleißigen strebt.

»Katombo,« antwortete der Gefragte, sich als Zeichen der Zustimmung tief verneigend; »er sendet mich, um Dir seine Ankunft zu melden.«

»Wo ist er?«

»So nahe, daß er in wenigen Minuten eintreffen wird. Ich mußte sehr schnell rudern, um Dich eher anzutreffen.«

»So nahe ist er? Daraus sehe ich, daß ihm entweder ein Unglück widerfahren ist, oder er eine sehr gute und glückliche Fahrt gemacht hat. Welches von beiden ist das Richtige?«

»Ich weiß es nicht. Sihdi Katombo hat mich erst in Dongola gemietet, als er sich auf der Rückfahrt befand.«

»Habt Ihr gut geladen?«

»So viel, daß kaum Platz für die Männer übrig ist.«

»Habt Ihr die Schellal (Stromschnellen) glücklich überwunden?«

»So glücklich, daß weder ein Mann noch ein fingergroß von der Ladung verloren gegangen ist.«

»So war die Fahrt eine gute, eine bessere, als ich jemals selbst gemacht habe. Gehe hinunter zu den Dienern und laß Dir Speise und Trank geben!«

Der Schiffer entfernte sich und Manu-Remusat erhob sich. Er hatte nicht bemerkt, daß seine Tochter bei der Nachricht von der Ankunft Katombos unwillkürlich und freudig zusammengezuckt war.

»Bereite das Mahl, Ayescha. Ich werde nach dem Flusse gehen, um Katombo zu empfangen.«

Das Mädchen schwebte aus dem Gemache wie ein aus einer höheren Welt stammendes Wesen, dessen Schritte man nicht hört und dessen Schönheit den Erdensohn in seligen

Rausch versetzt. Remusat wand um den Fes, welcher seinen Kopf bedeckte, einen langen, weichen Kaschmirshawl, dessen beide Enden von dem so gebildeten Turban über sein Gesicht herabfielen und dasselbe vor den sengenden Strahlen der Sonnen beschützten. Er verließ das Haus, schritt durch den Garten zum Thore hinaus und wandte sich dem Flusse zu. Wer ihn kannte, der sprach sicher von der großen Ehre und Bevorzugung, welche Demjenigen widerfuhr, wegen dessen der berühmteste und reichste Nilfahrer sich in eigener Person an den Fluß bemühte. Katombo mußte sehr hoch in seiner Gunst stehen, daß er ihm entgegenging, statt ihn in seinem kühlen Divan zu erwarten.

Als er das Ufer erreichte, bemerkte er eine ungewöhnlich große Dahabié, welche in einem Bogen auf das Ufer zusteerte. Das Segel war gerefft, und nur der Stromgang trieb das Fahrzeug an das Gestade, wo es am Buge beim Anker genommen wurde, während der Stern sich nach abwärts legte. Ein junger Mann, ganz derselbe, welcher

einst als Zigeuner der Verlobte Zarba's gewesen war, nur um mehrere Jahre älter, stand auf dem Hinterdecke, setzte den Fuß auf den Bord und sprang mit einem kühnen Satze wohl zwölf Fuß über das Zwischenwasser auf das Ufer hinüber. Dort kreuzte er die Arme über die Brust und beugte sich tief zum Boden hernieder.

»Habakek (willkommen), Katombo! War Allah mit Dir und Deiner Dahabié?«

»Allah schützte uns, und die guten Geister des Himmels hielten die Wogen und die Winde, daß sie uns nicht schaden konnten.«

»Hast Du gute Fracht?«

»Ich war Dir ungehorsam, o Scheik el Reisahn. Ich sollte bringen Sennesblätter aus Gondar und bringe welche aus Amhara.«

»Bis Amhara kamst Du?« frug Manu-Remusat erstaunt. »So bist Du ein Liebling des Propheten, der Dir günstige Lüfte gab,

und hast ein Herz voll Muth und
Unerschrockenheit. Dein Ungehorsam
bringt mir Gewinn, denn weißt Du, daß die
Sennesblätter aus Amhara besser und feiner
sind als die, welche man in Gondar kauft?«

»Ich weiß es, Sihdi, darum fuhr ich so weit
hinauf.«

»Welchen Preis gabst Du?«

»Denselben, welchen Du mir erlaubtest für
die Gondarer Waare.«

»Ist es möglich? So hast Du mir einen
reichen Gewinn bereitet, Katombo! Hast
Du eine vollständige Ladung?«

»Es ist jeder Raum benutzt, Sihdi. Aber ich
habe Dir dennoch ein Geständniß zu
machen, denn die Sennesblätter sind nicht
die einzige Fracht, welche ich
eingenommen habe.«

»Was hast Du noch?« frug Remusat, indem
seine Stirn sich jetzt wirklich ein wenig

verfinsterte. »Ich hoffe nicht, daß Du etwas gekauft hast, was ich nur unter Schaden wieder weggeben kann!«

»Elfenbein, Sihdi!« antwortete Katombo mit so anspruchslosem Tone, als handle es sich um Sand oder Backsteine aus der Nähe von Siut.

»Elfenbein!« rief Remusat beinahe laut.
»Wie viel?«

»Achtzig Zentner.«

»Achtzig Zentner! Du bist wahrhaftig ein großer Liebling Allahs. Aber dazu hat ja das Geld nicht gereicht, welches ich Dir mitgab.«

»Es hat gereicht; ich bringe Dir noch welches zurück.«

»Ich erstaune. Woher ist das Elfenbein?«

»Vom Bahr el Azrek, wohin es mit einer Karawane aus dem Lande Solat kam.«

»Hast Du es gekauft oder getauscht?«

»Keines von beiden, Sihdi; ich habe es erbeutet.«

»Sagst Du die Wahrheit, Katombo? Erbeutet? Wer etwas erbeuten will, muß kämpfen. So hast Du also einen Kampf gehabt!«

»So ist es, Sihdi. Hast Du nicht gehört von den Raubsandals, welche im Bahr el Abiad und Bahr el Azrek friedliche Handelsschiffe anzufallen pflegen?«

»Ich kenne sie und möchte Keinem rathen, mit ihnen anzubinden. Flucht ist das Einzige, was retten kann, denn die Besatzung eines jeden Fahrzeuges, welches in ihre Hände geräth, wird ohne Gnade und Barmherzigkeit niedergemacht. Und doch sind diese Sandals viel schneller als unsere Dahabiés, fast so schnell wie die Dampfer, welche man im Abendlande baut.«

»Verzeihe, Sihdi, so ist also Flucht nicht das Einzige, was retten kann, sondern ein muthiges Herz und eine starke Faust. Dies dachte ich mir, und darum bin ich nicht geflohen, als mich zwei von diesen Sandals verfolgten, sondern ich habe ihnen Stand gehalten, sie erobert und die Räuber alle getödtet. Ihre Fracht, welche sie sich wohl auch geraubt hatten, habe ich für Dich genommen, Sihdi; auch das Elfenbein war dabei; ich behielt es, während ich alles Andere verkaufte, auch die beiden Sandals dazu.«

»Katombo, Du bist ein großer Beluhwan, ein Held, wie der Nil keinen zweiten kennt; aber Du hast Unrecht gethan, die Sandals zu verkaufen und das Elfenbein mir zu bringen; es gehört ja Denen, welchen es geraubt wurde!«

»Sie Alle leben nicht mehr. Die Fahrzeuge gehörten den Räubern, welche ich getödtet habe, und die, denen sie die Fracht raubten, wurden von ihnen niedergemacht. Du sagst ja selbst, daß sie niemals Pardon geben.«

»So hast Du Recht und sollst belohnt werden, wie es sich geziemt. Das Geld, welches Du übrig hast, ist Dein.«

»Sihdi, Deine Hand öffnet sich mit Wohlthun und Barmherzigkeit, doch kann ich ein so reiches Geschenk nicht annehmen, denn die Summe, welche ich wiederbringe, ist doppelt so groß als die, welche Du mir mitgabst. Die Sandals wurden mir in Chartum gut bezahlt.«

»Und dennoch bleibt es bei Dem, was ich sagte, denn das Wort des Propheten lautet: ›Halte, was Du versprichst, denn der Athem Deines Mundes, der die Rede trägt, geht wohl heraus, kehrt aber nicht wieder in denselben zurück!‹ Wie viel bringst Du wieder?«

»Erlaube, Sihdi, daß ich Dir in Deiner Wohnung Rechnung ablege! Deine Gnade führte Dich herbei zum Wasser, aber die Sonne brennt so heiß, daß Dein treuer Diener fürchtet, sie könne Deine Gesundheit trüben.«

»So komm! Aber mußt Du nicht auf dem Schiffe sein?«

»Der Steuermann ist ein tüchtiger Schiffer; er wird meine Stelle vertreten, bis wir mit einander gesprochen haben.«

Sie wandten sich dem Hause zu, in welchem alle Diener herbeieilten, um Katombo ihre Freude über seine Rückkehr zu erkennen zu geben. Er genoß also nicht nur die Gunst seines Herrn und Prinzipals, sondern auch die Liebe aller Derer, die mit ihm zu verkehren hatten. Übrigens war mit seinem Äußerem eine höchst vortheilhafte Veränderung vorgegangen. Seine Gestalt hatte sich nach Höhe und Breite entwickelt; sein früher jugendliches Ansehen war bedeutend männlicher geworden; ein prächtiger Vollbart zog sich um seine gebräunten Wangen, und wie er so neben Manu-Remusat die Stufen emporstieg, zeigte sich seine Gestalt beinahe stattlicher, kräftiger und würdevoller als diejenige seines Chefs, obgleich dieselbe ganz

geeignet war, einen Achtung gebietenden Eindruck hervorzubringen.

Sie betraten das kühle Zimmer, im welchem Remusat vorhin gesessen hatte. Die beiden Sklaven hatten sich mittlerweile entfernt. Der Egypter nahm wie früher auf dem Divan Platz.

»Setze Dich zu mir, denn ich bin sehr mit Dir zufrieden!«

Katombo gehorchte, im Stillen erfreut über diese ehrenvolle Aufforderung, die gewiß noch an keinen Andern ergangen war. Er legte den krummen Säbel und die Pistolen ab, welche sein Gürtel bisher getragen hatte, und zog verschiedene Papiere aus der Tasche.

»Hier ist meine Abrechnung, Sihdi. Sie wird Dir zeigen, daß ich kein untreuer Diener war.«

Manu-Remusat nahm sie und klatschte in die Hände. Sogleich erschienen die beiden

Schwarzen.

»Tabak!«

Auf diesen Zuruf hin brachten sie zwei Pfeifen, welche sie Remusat und Katombo darreichten. Nachdem das duftenden Kraut von Dschebeli in Brand gesteckt worden war, knieten sie zur weiteren Bedienung vor den beiden Männern nieder.

Kapitel

Kapitel

Kapitel

Kapitel

XIII. Vom Reis zum Kapudan Pascha.

Die Sonne hatte sich schon längst aus den Fluthen des rothen Meeres erhoben, doch war der Morgen noch nicht so weit vorgerückt, daß ihre Strahlen sehr beschwerlich gefallen wären. Auf den Fluthen des Nils tummelte sich ein reges Leben, und auch in den Straßen und Gassen von Assuan herrschte ein Verkehr, der nach einigen Stunden, wenn das Gestirn des Tages höher zu stehen kam, nothwendig ersterben mußte.

Am Ufer lag zwischen andern Fahrzeugen ein Sandal, der die Blicke aller Kenner auf sich zog. Der Rumpf hatte eine schärfere und schlankere Bauart, als sonst bei diesen Fahrzeugen zu bemerken war; von dem Segelbaue konnte man nichts sehen, da Alles im Reffe lag, aber die eigenthümliche und fremdartige Takelung ließ vermuthen,

daß auch die Leinwand eine ungewöhnliche Form und Stellung besitzen werde.

Auf dem Vorderdecke dieses Fahrzeuges saßen mehrere Männer, welche Tabak rauchten und sich dabei in aller Gemüthsruhe das am Ufer sichtbare Leben und Treiben beschauten; am Hinterdecke aber, ganz nahe am Steuer stande Zwei, die in einer zu lebhaften Unterhaltung begriffen waren, als daß sie, wenigstens jetzt, für diesen Gegenstand ein Interesse haben könnten. Der Eine war ein sehr hochgewachsener, noch junger Mann in der Tracht eines Reis, und der Andere zeigte eine schmächtigere, weit kleinere Statur, die sich durch eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit auszeichnete.

»Also Bab-el-Run heißt die Straße, Ali,« meinte der Erstere.

»Ja, Bab-el-Run, Effendi. Meine Gestalt ist kurz, aber mein Gedächtniß ist so lang wie der Nil; wie könnte ich mir sonst meinen eigenen Namen merken!«

»Und über dem Thore des Hauses steht das erste Surat des Kuran.«

»Das erste, das ist gut; da habe ich nicht so viel zu zählen, als wenn es das neunzigste oder hunderachtundvierzigste wäre.«

»Und Du wirst Deine Sache gut machen, Ali?«

»Maschallah, habe ich sie jemals schlecht gemacht? Nur ein einziges Mal bin ich dumm gewesen, weil ich das Krokodil nicht gleich verschlungen habe, als es mich fressen wollte. Sei ohne Sorge, Sihdi! Assuan ist nicht bekannt, als ob hier besonders kluge Leute wohnnten.«

»Hier hast Du Geld. Man weiß nicht, ob Du welches brauchen wirst.«

»Maschallah, Sihdi, ich weiß, daß ich stets welches brauche; aber was ich übrig behalte, das sollst Du ehrlich wieder bekommen. Das Geld ist wie der Vogel: man weiß, aus welchem Ei er kommt, aber

wenn er ausgekrochen ist, so weiß man nicht, wohin er fliegt.«

»So gehe!« lachte Katombo.

»Sallam — — «

Das »aaleïkum« war nicht mehr zu hören, denn Ali hatte bereits den Fuß auf den Bord gesetzt, um an das Ufer zu springen. Hier gab er sich ganz das Ansehen eines Mannes, der ohne ein besonderes Ziel behaglich dahinzuschlendern vermag, weil ihm die liebe Zeit nicht allzu karg zugemessen ist, und erst nach einiger Zeit trat er zu einem müßig stehenden Lastträger.

»Sallam aaleïkum!«

»Aaleïkum!« lautete die einsilbige Antwort.

»Ist Friede in Deinem Hause?«

»Friede immerdar!«

»Und Glück bei Deinem Geschäfte?«

»Allah gibt Jedem, was er braucht. Gibt er viel, so braucht man viel, gibt er wenig, so braucht man wenig.«

»Hamdullillah, Preis sei Gott, daß ich gefunden habe, was ich suche!«

»Was suchest Du?«

»Sag lieber: ›Wen suchest Du?‹ Ich suche einen weisen Mann, der mir eine Frage beantworten kann, und da Deine Worte von Gelehrsamkeit duften wie die Bücher des Kadis, so glaube ich, daß Du mir Antwort geben kannst.«

»So frage!« gebot der Lastträger, welcher sich außerordentlich geschmeichelt fühlte, und nun eine Frage erwartete, zu deren Beantwortung ein ungewöhnlicher Scharfsinn gehöre.

»Wo liegt die Straße Bab-el-Run?«

Das Gesicht des Lastträgers verfinsterte sich mit einem Male.

»Ist das Deine gelehrte Frage?«

»Ja.«

»So gehe, wo Du hergekommen bist, sonst werde ich Dir die Straße Bab-el- Run mit diesem da zeigen!« Dabei erhob er den Prügel, an welchem er Doppelasten zu befestigen pflegte, um sie auf der Achsel zu tragen.

»Glaubst Du, daß sich ein ehrlicher Mann von einem Mukkle (Spaßvogel) äffen läßt? Fort, sonst kommst Du dreimal schneller weg, als Du denkst!«

Dabei machte er eine so sprechende Bewegung, daß Ali schleunigst das Weite suchte.

»Maschallah, war das ein Grobian! Also auf diese Weise geht es nicht; ich muß es auf eine andere versuchen!«

Er bog jetzt eilig in ein Gäßchen ein, in welchem ihm ein Sorbethändler begegnete.

Er trat auf ihn zu und frug kurz:

»Wo ist die Straße Bab-el-Run?«

Der Händler setzte seinen
Limonadenapparat zur Erde und legte beide
Hände an die Ohren.

»Was? Wie?«

Ali merkte, daß der Mann schwerhörig war und trat ihm so nahe wie möglich, um ihm seine Frage in das Ohr zu brüllen. Indem kamen zwei Maulthiere herbei, welche eine Sänfte trugen, in welcher jedenfalls eine vornehme Frau saß, denn zwei Läufer gingen ihr voran, laut ihr »Remalek« und »Schimalek« (»rechts« und »links«) rufend, um die Begegnenden zum Ausweichen anzuhalten. In der Rechten trug jeder von ihnen eine schwere Nilpeitsche, um ihren Worten, wenn sie nicht befolgt wurden, nach Landessitte den gehörigen Nachdruck zu geben. Eben brüllte Ali sein »Wo ist die Straße Bab- — « so erhielt er, ohne vollständig ausgesprochen zu haben, einen

fürchterlichen Hieb über den Rücken. Er fuhr erzürnt herum.

»Schimalek!« donnerte ihm der Läufer entgegen und applizirte ihm einen zweiten und ebenso kräftigen Hieb auf dieselbe Stelle.

»Schim— — ach so! Allah kerihm, haut der Kerl zu!«

Er retirirte sich zu der angegebenen Seite, aber doch nicht schnell genug, so daß er noch einen dritten Hieb empfing. Der Sorbethändler hatte natürlich die Warnung noch viel weniger vernommen. Der andere Läufer bearbeitete ihn auf das Lebhafteste mit der Peitsche, immer sein »Remalek« rufend; aber ehe der schwerhörige Mann seinen Apparat emporraffte, waren die Maulthiere zur Stelle und schritten so kontinuirlich weiter, daß er zur Seite geworfen und sein Gefäß umgerissen wurde, so daß die Limonade über die Gasse schwemmte.

Als Ali das Unheil bemerkte, welches er angerichtet hatte, machte er sich eiligst aus dem Staube, und hielt nicht eher an, als bis er um einige Ecken gebogen war. Dort blieb er stehen, um sich den Revers seines beleidigten Körpers zu reiben.

»Allah akbar, Gott ist groß, aber diese Hiebe waren noch größer. Welch ein Glück, daß ich entkommen bin! Hätte mich der Händler festnehmen lassen und angezeigt, so hätte ich ihm seinen ganzen Sorbet bezahlen müssen. Wie es scheint, ist es heut mein Kismet, daß ich die Straße Bab-el-Run nicht finden soll!«

Er schaute sich um und bemerkte einen Wassermann, welcher seinen Esel vor sich hertrieb, an dessen beiden Seiten die offenen Fässer hingen. Er wartete, bis derselbe nahe war und trat ihm dann entgegen.

»Willst Du mir nicht sagen, wo die Straße Bab-el-Run ist, äa Abd-el-Ma (o Diener des Wassers)?«

Der wie ein Herkules gebaute Mann sah ihn ruhig von unten bis oben an, ergriff dann sein Schöpfgefäß, tauchte es tief in eines der Fässer, so daß es voll wurde, und goß ihm das Wasser in das Gesicht. Dann setzte er, ohne ein Wort zu verlieren, seinen Weg weiter fort, als ob nicht das Mindeste vorgefallen wäre. Ali stand da, als hätte ihn der Schlag gerührt, und es dauerte lange, ehe er auf den Gedanken kam, seine Schärpe abzubinden, um sich mit derselben abzutrocknen. Er befand sich im Bazar der Schneider, und ihm gegenüber lag ein Laden, dessen Besitzer den ganzen Vorgang mit angesehen hatte. Er winkte ihm einzutreten.

»Sallam aaleïkum!« grüßte Ali.

»Sallam, Friede seit mit Dir! Warum begoß Dich dieser Mann mit Wasser?«

»Ich weiß es nicht. Kannst Du es mir sagen?«

»Was sprachst Du zu ihm?«

»Ich frug ihn, wo die Straße Bab-el-Run ist.«

»Bist Du fremd in Assuan?«

»Ja.«

»Wo kommst Du her?«

»Von Kairo.«

»Maschallah, so hat er Dich unschuldig bestraft! Die Straße Bab-el-Run ist dieselbe, in der Du Dich befindest, und der Mann hat geglaubt, Du willst mit ihm scherzen. Was suchst Du in dieser Straße? Ich werde Dich gern berichten.«

»Das Haus des Mudellir.«

»Das liegt sehr weit von hier; Du kannst es an der heiligen Fatha erkennen, welche über dem Thore zu lesen ist. Was willst Du bei Hamd-el-Arek?«

Ali hatte zwar bisher Unglück gehabt, aber er war trotzdem ein schlauer Kopf und

besann sich kurz:

»Ich will ihn um Gerechtigkeit bitten.«

»Um Gerechtigkeit?« dehnte der Schneider.

»Der Prophet spricht: »Wenn Du einen
Freund findest, so öffne ihm Dein Herz,
dann wird Dein Fuß nicht straucheln.
Sprich weiter!«

»Bist Du mein Freund?«

»Versuche es, so wirst Du es bald sehen!
Ich bin ein Freund aller Gerechten, aber ein
Feind aller Ungerechten.«

»Ich habe einen Bruder im Wadi-el-
Mogreb, welches nicht weit von hier liegt.
Er starb und hat mir seine Habe
hinterlassen, aber als ich von Kairo in das
Wadi kam, da – «

»Da hatte der Mudellir Deine Erbschaft
eingezogen?« fiel ihm der Schneider eifrig
in die Rede.

»Du sagst es.«

»Und nun willst Du zu ihm gehen und sie von ihm fordern?«

»Sie von ihm fordern!« nickte Ali.

Der Schneider blickte sich vorsichtig um, legte dann die Hand an den Mund und flüsterte:

»Weißt Du, was Du bekommst?«

»Was?«

»Die Bastonnade, aber von Deiner Erbschaft nicht so viel, wie ein Durrhakorn (Hirsekorn) groß ist. Gehe nicht zu ihm, sondern kehre eilends nach Kairo zurück!«

»Sagst Du die Wahrheit?«

»Ich sage sie, denn ich kenne den, von dem Du sprichst. Er hat ein ganzes Jahr lang seine Gewänder bei mir genommen, und als ich kam und ihn demüthig um Zahlung bat, kannte er mich nicht und ließ mich in den Bock spannen. Meine Zahlung habe ich redlich erhalten, denn für jedes Silberstück,

welches ich verlangte, bekam ich einen
Bastonnadenstreich! Allah i charkilik, Gott
verbrenne ihn!«

»Und die Tochter meines Bruders ist auch
mit verschwunden.«

»Maschallah, ist das wahr? So hat er sie in
sein Harem gesteckt! Die schönsten
Jungfrauen des Bezirkes treibt er
zusammen, obgleich Sada, seine Frau,
nichts davon erfahren darf. In dem Hause,
welches ich Dir beschrieb, werden sie
eingeschlossen; ich weiß das ganz genau,
denn meine Schwester gehört zu den
Hüterinnen der Frauengemächer.«

»Kommt sie zuweilen, Dich zu besuchen?«

»Sie kommt täglich, wenn sie ihre Einkäufe
für die Küche macht.«

»Würdest Du mir erlauben, einmal mit ihr
zu sprechen?«

Der Schneider schüttelte langsam und bedächtig das Haupt.

»Das ist zu gefährlich!«

»So laß Dir etwas sagen, Mann: Die Tochter meines Bruders hatte einen Geliebten, welcher mit nach Assuan gekommen ist. Er ist ein sehr wohlhabender Kaufmann und hat einen ganzen Beutel voll Goldstücke bei sich. Er würde gern mit Dir sprechen. Darf ich ihn holen?«

Der Schneider blickte nachdenklich vor sich nieder.

»Warte einmal; ich will das Kismet befragen!«

Er griff in die Tasche seiner weiten Pluderhose und zog drei Würfel hervor, die er eine Weile in den hohlen Händen rollte und dann auf den Boden fallen ließ. Er zählte die oben aufliegenden Augen und meinte dann:

»Geh und hole ihn, ich darf Euch vertrauen!«

Ali verließ den Laden und kehrte schleunigst zum Sandal zurück, wo ihn Katombo mit Sehnsucht erwartete. Als er ihn kommen sah, stieg er zur Kajüte nieder, in welcher er ihn empfing.

»Nun?«

»Sihdi, ich bin Ali-el-Hakemi-Ebn-Abbas-Ebn-er-Rumi-Ben-Hafis-Omar-en- Nasafi, und was Du mir befiehlst, das bringe ich zu Stande!«

»Hast Du die Straße gefunden?«

»Sofort,« antwortete er, sich in die Brust werfend.

»Und weiter?«

»In dieser Straße wohnt ein Schneider, der ein großer Feind des Mudellir ist, weil dieser ihm die Bastonnade geben ließ, anstatt ihn zu bezahlen. Seine Schwester ist

Haremshüterin beim Mudellir und wird jetzt zu ihm kommen. Willst Du mit ihr sprechen? Ich habe gesagt, mein Bruder im Wadi- el-Mogreb sei gestorben und ich bin aus Kairo gekommen um die Erbschaft zu holen. Der Mudellir aber hat sie mir weggenommen und auch die Tochter meines Bruders dazu, deren Bräutigam Du bist. Du bist ein Kaufmann und hast viel Goldstücke mit.«

»Ali, Dein Verstand ist ebenso groß, wie Dein Name lang ist. Warte ein wenig; ich werde gleich fertig sein!«

Er durfte natürlich in dem Anzuge eines Reis nicht mitgehen, sondern er mußte ein anderes Gewand anlegen. Nach dem dies geschehen war, verließen sie das Fahrzeug und schritten nach der Straße Bab-el-Run, deren Lage sich Ali genau gemerkt hatte. Der Schneider schien ihrer bereits zu harren. Vielleicht war seine Schwester mittlerweile gekommen.

»Mein Freund hier hat mir Deinen Laden empfohlen,« begann Katombo nach der üblichen Begrüßung. »Hast Du einen Anzug für mich?«

Des Schneiders Auge leuchtete befriedigt auf; er sah, daß er einen Mann vor sich haben, der eine delikate Sache auf die rechte Weise einzuleiten verstand.

»Du findest bei mir Alles, was Du begehrst. Willst Du einen guten oder einen billigen Stoff?«

»Der gute ist stets der billigste.«

»Du sprichst weise, wie ein Kenner spricht. Setz Dich nieder und nimm die Pfeife! Ich werde Dir vorlegen.«

Er brachte die verschiedensten Anzüge zum Vorschein. Katombo behielt eine derselben und bezahlte ihm doppelt so viel, als er verlangte. Der Schneider bedankte sich:

»Gesegnet sei die Hand, welche lieber gibt als nimmt! Erhebt Euch, Ihr Männer! Tretet durch diese Thür, Ihr werdet auch dort finden, was Ihr sucht.«

Sie folgten seiner Aufforderung und traten in ein kleines, enges Gemach, in welchem eine kurze dicke und verhüllte Frauengestalt saß. Katombo verbeugte sich sehr tief herab, obgleich er wußte, daß er nur eine Dienerin vor sich habe.

»Sallam aaleïkum, Friede und Heil sei mit Dir! Der Kuran sagt: ›Das Herz des Weibes gleicht der Rose; es spendet Duft und Wohlgeruch zu aller Zeit.‹ Laß mich die Schwester des Weibes bewundern.«

Neben ihr stand eine Thonvase, in welcher eine Rose steckte. Er nahm Beides, sog den Duft der Rose ein, ließ dabei eine Hand voll Goldstücke in die Vase fallen und setzte diese wieder an ihren Ort zurück. Diese Introduktion hatte eine außerordentliche Wirkung; der Schleier wurde gelüftet und ein volles, gutmütig dreinschauendes

Gesicht kam zum Vorschein; zwei fette Hände ergriffen die Vase und holten trotz des darin befindlichen Wassers das Geld heraus.

Kapitel

Vierzehntes Kapitel.Der schwarze Kapitän.

Nach den zuletzt erzählten Ereignissen waren zehn Jahre vergangen. Es war im März, dem heißesten Monat Egyptens. Die Sonne brannte glühend hernieder; der Sand der Wüste vermochte ihre Strahlen nicht mehr aufzunehmen; er warf sie wieder von sich, so daß sie sich wie ein wallendes Gluthmeer über die Ebene lagerten und dem nach einem grünen Punkte sich sehenden Auge Schmerzen verursachten.

Eine kleine Karawane zog durch die Wüste. Voran ritten zwei Männer zu Pferde. Der eine war alt, sein Bart hatte das Grau des Silbers angenommen; dennoch aber machte er noch den Eindruck der Kraft und Ausdauer, welche zu einem Wüstenritte unbedingt erforderlich sind. der andere war bedeutend jünger. Seine Gestalt überragte die des ersten um Kopfeslänge.

Hinter ihnen kam ein kostbar aufgezäumtes Kameel mit einem Tachterwahn (Frauenkorb), in welchem eine verschleierte Frau saß, die ein ungefähr zweijähriges Mädchen in den Armen hielt, dessen kindliche Züge auf die Schönheit der Mutter schließen ließen.

Dann folgte eine Diener, welcher mehrere Lastkameele leitete, und den Zug beschlossen einige bewaffnete Männer, denen man es ansah, daß sie ihre krummen Säbel und langrohrigen Büchsen wohl zu gebrauchen wußten. Die beiden Anführer unterhielten ein lebhaftes Gespräch.

»Weißt Du gewiß, daß wir uns in der rechten Richtung befinden, Katombo?« frug der Ältere.

»Ja, Vater,« antwortete der Gefragte. »Ich weiß es ganz genau, daß wir am Abende, also in ungefähr drei Stunden, die Uah (Oase) erreichen werden.«

»Dann Gott sei Dank! Wir fürchten uns natürlich vor einer solchen Reise nicht; aber Ayescha und das Kind besitzen unsere Kräfte nicht und bedürfen es sehr, daß der Ritt zu Ende geht. Was wird Omar-Bathu sagen!«

»Und Sobeïde! Sie haben keine Ahnung, daß wir kommen, und ihre Überraschung wird ebenso groß sein wie die Freude, welche unser Besuch erregen wird.«

»Zehn Jahre! Es ist eine lange, lange Zeit, daß wir sie nicht gesehen haben; für Dich war sie glücklich, für Omar nicht. Du wurdest Kapudan Pascha (Oberadmiral), und er wurde zum Tode verurtheilt, weil es ruchbar wurde, daß er der Tötung des Mudellir von Assuan und unserer Flucht nicht fern gestanden hatte. Es gelang ihm zu entkommen, und nun muß er als ein Geächteter und Verfolgter in der Wüste leben, die ganz allein ihm Sicherheit gewährt.«

»Das ist schlimm; doch ist sein Unglück nicht so groß, als wie es scheint. Er und Sobeïde lieben sich, und seine Mameluken sind ihm treu ergeben. Ich werde all meinen Einfluß aufbieten um zu erlangen, daß ihm der Khedive die Erlaubniß gibt zurückzukehren.«

»Wird Dein Einfluß so weit reichen? Der Vizekönig ist beinahe selbstständiger Herrscher seines Landes, in Mesr (Egypten) gilt der Wille des Sultans jetzt so viel wie nichts, und außerdem mußt Du bedenken, daß Du in den Augen des Vizekönigs ja selbst der Strafbare bist.«

»Es kommt darauf an, ob man in Nurwan-Pascha den Katombo erkennt, welcher den Mudellir überlistete und besiegte. Doch halt! Was sind das für Punkte?«

Er deutete mit der Hand vorwärts, wo am Horizonte einige weiße Punkte erschienen, welche sich näherten. Die Karawane hielt an, und die Männer griffen zu den Waffen.

»Sind es Feinde?« frug mit ängstlicher Stimme die Verschleierte.

»Das kann man nicht wissen, Ayescha,« antwortete Katombo. »Jeder Wüstenbewohner ist mehr oder weniger ein Räuber oder Dieb.«

»Es sind ihrer viele,« meinte Manu-Remusat. »Kannst Du sie zählen, Katombo?«

Dieser hielt die Hand über die Augen, um von der Sonne weniger geblendet zu werden.

»Fünf – zehn – zwölf – fünfzehn – zwanzig! Wenn es Feinde sind, so sind sie uns an Zahl überlegen.«

»Dennoch werden wir uns wehren!«

Die Reiter kamen näher. Ihre weißen Haiks (Burnus mit Kaputze) schimmerten im Lichte der Sonne. Sie hatten die Reisenden bemerkt und hielten in einer breiten Front

auf sie zu, deren Flügel sich nach und nach verschoben, so daß die Karawane umzingelt wurde.

Ayescha zitterte vor Angst und drückte ihr Töchterchen fest an sich. »Kämpft nicht, sondern ergebt Euch lieber,« bat sie.

»Beruhige Dich,« sprach Katombo; »wir haben nichts zu fürchten. Ich kenne einen von ihnen. Er war mit Omar-Bathu, als dieser Sobeïde holte.«

Die Reiter schwangen drohend ihre Lanzen und Flinten, und als der Kreis um die kleine Karawane geschlossen war, frug der Anführer:

»Wer seid Ihr?«

»Wir sind Reisende, die eine Uah suchen, und wünschen Frieden mit Euch.«

»Wo kommt Ihr her?«

»Aus Mesr.«

»Und wo wollt Ihr hin?«

»Du fragst, als ob Du ein Khawasse seist.
Wer hat Dich zum Herrn der Wüste
gemacht?«

»Ein Khawasse? Ich bin kein Sklave,
sondern ein freier Mann. Ein Uëlad Arab ist
kein Polizist.«

»So verfolge Deinen Weg ebenso wie wir
den unsrigen.«

»Unser Weg ist der Eurige. Ihr kommt aus
Mesr; das ist nicht gut für Euch, denn ich
muß Euch zu unserem Scheik bringen.«

»Wie lautet der Name desselben?«

»Du wirst ihn vielleicht erfahren!«

»Ich weiß ihn bereits. Dein Herr ist Omar-
Bathu, den wir suchen.«

»Du kennst ihn? Wer hat ihn Dir genannt?«

»Wir sind Freunde von ihm. Führe uns!«

»Bist Du sein Freund, so sorge Dich nicht;
seid Ihr aber Feinde von ihm, so seid Ihr
verloren. Kommt!«

Der Zug setzte sich in Bewegung.

Sie mochten wohl eine Stunde geritten sein,
als am fernen Horizont ein Reiter
auftauchte, welcher ein sehr gutes Hedjihn
reiten mußte, denn der Lauf des Thieres
war so schnell, daß er schon nach fünf
Minuten auf Hörweite herangekommen
war. Es war ein noch junger Mann, der ein
ganzes Arsenal von Waffen an sich hängen
hatte. Er schien sich vor der Truppe nicht
im Geringsten zu fürchten, sondern kam
getrost herbei und hielt sein Hedjihn erst
dann an, als er die Beduinen erreicht hatte.

»Sallam aaleïkum!« grüßte er, die Hand
nach de Stirn erhebend.

»Sallam aal!« antwortete der Anführer
kurz. Er mußte den Gruß erwideren, sprach
ihn aber nicht vollständig aus, ein Zeichen,
daß er sich erst entscheiden wolle, ob er

dem Fremden freundlich begegnen werde.
»Wo kommst Du her?«

»Aus Bildah.«

»Das ist sehr weit. Und wo willst Du hin?«

»Nach Hefr.«

»Auch das ist weit. Zu welchem Duar
gehörst Du?«

»Ich bin ein Sohn des Beni Soliman und
heiße Mehem al Olahad.«

»Die Beni Soliman sind friedfertige Hirten,
Du aber trägst der Waffen sehr viele bei
Dir!«

»Weißt Du nicht, daß die Gum
(Raubkarawane) in der Wüste wohnt und
der "Herr mit dem dicken Kopfe" des
Nachts seine Stimme erhebt? Auch Du hast
Waffen, aber dennoch habe ich Dich als
Freund begrüßt.«

»Soll ich Dein Freund sein so folge uns. Du wirst in unserer Uah Wasser und Speise finden für Dich und Dein Thier.«

»Wie heißt der Schech Deines Lagers?«

»Er wird Dir seinen Namen selbst sagen. Komm!«

Der Fremde schloß sich an.

Die Sonne senkte sich immer mehr zum Horizonte nieder, und es war nicht mehr weit bis zu der in jenen Gegenden so kurzen Dämmerung, als in der Ferne grüne Palmenwedel auftauchten, und bald wurde ein Wadi erreicht, welches in Folge eines rieselnden Quelles eine außerordentliche Fruchtbarkeit zeigte.

Unter den schlanken Palmen, welche voll schwerer Datteltrauben hingen, standen wohl an sechzig Zelte, deren größtes gerade auf dem Mittelpunkte der Oase errichtet war. Vor demselben stand der Herr des Lagers – Omar-Bathu der Mamelukenfürst.

Die zehn Jahre der Ächtung und Verbannung hatten keinen ungünstigen Eindruck auf sein Äußeres gemacht. Sein Gesicht war tief gebräunt, seine Gestalt stärker, voller und kräftiger geworden. Er blickte hinaus nach Osten, von woher sich der Zug nahte. Da öffnete sich der Vorhang des Zeltes, und Sobeide trat heraus. Sie hatte die Sitte der Beduinenweiber angenommen und war unverschleiert. Auch auf sie hatte die Zeit keinen ungünstigen Einfluß geäußert. Sie schien gar nicht gealtert zu haben und war vielmehr noch schöner als vorher geworden.

»Magst Du nicht hereinkommen, Lieber?
Das Mahl ist bereitet.«

»Ich möchte, aber dort nahen unsere Leute,
welche eine Anzahl Fremder bringen.«

»Wer mag es sein? Gefangene Feinde?«

»Ich weiß es nicht. Schau, es muß ein Weib dabei sein, denn das eine Djemmel (Kameel) trägt einen Tachterwahn.«

Die Nahenden kamen schnell herbei,
getragen von ihren Thieren, welche die
Nähe des Wassers witterten. Omar-Bathu's
Gesicht nahm immer mehr den Ausdruck
der Spannung an, aber das Auge der Liebe
sieht scharf. Sobeïde stieß plötzlich einen
Schrei aus.

»Mein Vater!«

Die Arme ausbreitend, eilte sie ihm
entgegen. Remusat sprang vom Pferde und
zog sie an sich.

»Mein Kind, meine Tochter!«

Er küßte sie mit väterlicher Zärtlichkeit und
begrüßte dann Omar, welcher mittlerweile
Katombo die Hand geboten hatte. Der
Letztere ließ das Kameel, welches den
Tachterwahn trug, niederknien. Ayescha
stieg aus. Jetzt verdoppelte sich der Jubel.
Das ganze Lager gerieth in freudige
Aufregung über den Besuch, welchen der
Scheich erhalten hatte, und dem Beduinen
vom Stämme Beni Soliman kam diese

Freude zu gute, denn man nahm sich keine Zeit, weiter nach seinen Verhältnissen zu forschen, er durfte als Gast in der Oase bleiben.

Am Abende saßen die seit langer Zeit wieder einmal Vereinten unter den Palmen und erzählten sich gegenseitig ihre Erlebnisse. Auch Sobeide hatte ihrem Manne ein Töchterchen geschenkt, welches bereits neun Jahre zählte und also sieben Jahre älter war als die Tochter Katombos.

Die beiden so weit auseinander gerissenen Familien hatten nur äußerst selten von einander Kunde erhalten können, da der Aufenthalt Omar-Bathus sehr oft wechselte und auch stets verborgen bleiben mußte. Desto ausführlicher wurde jetzt Alles behandelt.

Vom Wasser her erscholl der Ton der Rababa, zu welchem sich einige Mädchen im Tanze drehten. Alle Männer waren dort versammelt, und darum hatte auch Ayescha den Schleier zurückgeschlagen, so daß ihr

schönes Angesicht im Strahle des Mondes und der Sterne zu erkennen war.

Und doch wurde sie von einem unberufenen Auge beobachtet. Der fremde Beduine hatte sich hinter den Stamm einer nahen Palme geschlichen und beobachtete die Gruppe mit der größten Aufmerksamkeit. Auch von dem Gespräche vernahm er den größten Theil und zog sich erst dann zurück, als er bemerkte, daß man sich anschickte, sich zur Ruhe zu begeben.

In kurzer Zeit lag die Oase in tiefster Ruhe. Auch die Wüste schwieg, und nur zuweilen erscholl von weitem das bellende »J-a-u« des Schakals oder das tiefe »Om-mu« der Hyäne.

Da erhob sich der Beduine von der Decke, auf welcher er gelegen hatte, und schlich sich zwischen zwei Zelten hindurch, um in das Freie zu gelangen. Er kam unbemerkt hinaus und eilte dann in der Richtung fort, aus welcher er am Tage gekommen war. Nach einer Viertelstunde ungefähr blieb er

stehen und stieß den Schrei des Geiers aus, welcher sofort beantwortet wurde. Er ging dem Tone nach und stand bald vor einem Manne, welcher sich von der Erde aufgerichtet hatte.

»Nun, Selim, ist es das richtige Duar (Zeltdorf) des Mameluken?«

»Ja, Sihdi.«

»Endlich, endlich habe ich ihn und werde den Preis verdienen, den der Khedive auf seinen Kopf gesetzt hat! Ist er daheim?«

»Ja! ich habe ihn gesehen und mit ihm geredet.«

»Wir sind Deiner Spur gefolgt, sie stieß mit vielen andern zusammen. Wen hast Du getroffen?«

»Die Männer des Mameluken und eine kleine Kaffila (Kleine Karawane), welche zu ihm wollte.«

»Wer war es?«

»Es waren zwei Männer, ein Weib und ein Kind. Die Männer wurden von ihm Katombo und Remusat genannt, und das Weib war die Schwester seines Weibes.«

»Remusat? Das ist Manu-Remusat, der Schech el Reisahn und der Reis Katombo, welche vor zehn Jahren den Mudellir Hamd-el-Arek ermordeten und dann flohen! Hamdullillah, Preis sei Gott; ich habe sie Alle beisammen, die ich gesucht habe, und werde sie entweder gefangen nehmen oder tödten. Beschreibe mir die Uah!«

Selim, der also einen ganz anderen Namen trug, als er angegeben hatte, kam diesem Befehle nach.

»Wie viele streitbare Männer sind vorhanden?«

»Vielleicht siebenzig.«

»Dann sind wir ihnen überlegen, auch abgesehen davon, daß sie schlafen und tott

sein werden, ehe sie sich wehren können. Kehre jetzt zurück und wache, bis ich mit den Janitscharen komme. Der Schrei des Adler ist mein Zeichen, und wenn Alles in Ordnung ist, so antwortest Du mit dem Tone, den der Bülbül (Nachtigall) ausstößt wenn er träumt.«

»Ich gehorche, Sihdi! Aber ist es
nothwendig, daß ich allein zurückkehre?«

»Fürchtest Du Dich? Du mußt schnell
zurück, denn wenn man Deine Abwesenheit
bemerkt ehe wir kommen, so kann unser
Plan verrathen sein.«

Selim wandte sich und kehrte nach dem Duar zurück. Sein Verschwinden schien gar nicht bemerkt worden zu sein, aber als er dahin gelangte, wo neben seinem Kameele seine Decke lag, erhob sich neben dem Thiere die hohe Gestalt Katombos.

»Wo warest Du?« frug er ihn.

»Ich ging, die Hyänen zu vertreiben, deren Stimmen mich im Schlafe störten.«

»Ich hörte die Hyänen dort zur Rechten; Du aber kamst von der Linken. Du redest nicht die Wahrheit!«

»Mein Mund spricht keine Lüge!«

»Er spricht sie! Wo hast Du die Pistolen her, welche hier in Deinem Gürtel stecken?«

»Glaubst Du, sie sind gestohlen oder geraubt? Ich habe sie gekauft.«

»Wo?«

»In – in Siut.«

»In Siut? Ah! Bei wem?«

»Bei dem Waffenhändler Omrah-el-Barat.«

»Du bist sehr klug, aber Du weißt nicht, daß ich aus Siut bin und sehr wohl weiß, daß es dort keinen Waffenhändler gibt,

welcher diesen Namen trägt. Deine Pistolen, welche ich heut genau betrachtete, haben das Zeichen des Khedive, Du bist ein Arnaut oder ein Janitschar.«

»Ich bin ein Beni Soliman!«

»Und heißest Mehem al Olahad? In Mesr sagt man Olahad, bei den Beni Soliman aber Ulahad. Du verräthst Dich selbst und wirst die Wahrheit bekennen, sonst bist Du verloren!«

»Ich kann nicht mehr sagen, als was ich bereits gesprochen habe.«

»So bist Du mein Gefangener!«

Er faßte nach dem Manne.

»Noch nicht!« antwortete dieser.

Er bückte sich, schnellte unter dem Arme Katombos hinweg und riß den Dolch aus der Scheide. Er zückte denselben zum Stoße, Katombo aber kam ihm zuvor und faßte den Arm.

»Mörder! Jetzt kostet es Dich das Leben!«

Er hielt ihn fest. Ein lauter Ruf machte alle Schläfer munter. Die Söhne der Wüste sind an Gefahren gewöhnt, und es gibt für sie keinen Schreck, die ihre Glieder lähmen, oder ihnen die Besinnung rauben könnte.

»Herbei, Ihr Männer! Dieser Fremde ist ein Verräther, der mich tödten wollte, weil ich ihn durchschaute.«

Kapitel

Fünfzehntes Kapitel.Am Vorabend.

Es war am Sieben-Bruder-Tag. Der Abend hatte sein Dunkel bereits über die Residenz gebreitet, und vor der Thür der Hofschniede saßen die drei Gesellen nach vollbrachter Arbeit ihrer Gewohnheit gemäß bei der Unterhaltung.

»Also, nun endlich einmal heraus damit, Thomas! Wo warst Du?« frug Heinrich Feldmann, der ehemalige Artillerist.

»Fort,« antwortete Schubert.

»Das brauchst Du uns nicht erst zu sagen. Den Ort wollen wir wissen!«

»Gut, mein Junge: Ich pin üper alle Perge gewesen.«

»Mache keine dummen Witze. War denn diese Reise gar so geheimnißvoll, daß Du

nichts sagen darfst?«

»Das nicht; aper Einer von der Artillerie
praucht nicht Alles zu erfahren. Hat meine
Parpara Seidenmüller nach mir gefragt?«

»Nach Dir? Ist ihr gar nicht eingefallen,
nicht wahr, Baldrian?«

Der einstmalige Grenadier that einen
langen Zug aus seiner Pfeife, blies den
Rauch langsam von sich und meinte mit
einem verweisenden Kopfschütteln:

»Das ist nicht am Den!«

»Siehst Du, altes Lügenmaul!« zürnte
Thomas. »Der Paldrian ist doch ein
ehrlicher Kerl, der immer pei der Wahrheit
pleipt. Du aper pist ein Mensch, der – dem
– von dessen – na mit einem Worte, der pei
der Artillerie gestanden hat. Schäme Dich!«

»Still, alter Kavalleriereiter! Was hast Du
denn bei der Kavallerie gelernt? Ein
Bischen Häcksel schneiden und einen

bockbeinigen Wallach striegeln, weiter nichts! Wir von der Artillerie dagegen sind Leute, die ihre Nasen in alle Wissenschaften gesteckt haben. Wir haben es mit der schwierigsten Waffe zu thun; wir brauchen zehnmal mehr Übungen und Kenntnisse als Ihr; wir entscheiden die Schlachten und — — «

»Und machen Lügen und schneiden auf wie gedruckt,« fiel ihm Thomas in die Rede.
»Ist es nicht so, Paldrian?«

Der Gefragte nickte bedächtig:

»Das ist am Den.«

»Nein, das ist nicht an Dem,« antwortete Heinrich. »Ihr glaubt nur, ich schneide auf, weil Ihr zu dumm seid zu begreifen, was ein Artillerist Alles zu leisten vermag. Da war Dein Bruder, den Du von der Reise mitbrachtest, ein ganz anderer Kerl; der hat mit seinen Schiffskanonen manchen guten Schuß gethan, und wir haben uns stundenlang über die richtige Behandlung

der Geschütze unterhalten. Schade nur, daß er so rasch fort mußte! Hat er noch nicht geschrieben?«

»Mein Pruder, der Palduin?«

»Ja, der Steuermann.«

»Steuermann? Höre, wenn Du ihn noch einmal in dieser Weise peleidigst, so schlage ich Dir Deine ganze Artillerie mit allen Pompen und Haupitzen um den Kopf herum! Weißt Du nicht, daß er Kapitän zur See geworden ist, der Palduin?«

»Seit wenn denn?«

»Seit kürzlich. Er hat es mir heute geschrieben und mir gesagt, daß ich Euch alle grüßen soll. Nicht wahr, Paldrian?«

»Das ist am Den,« stimmte der Grenadier bei.

»Danke,« meinte Heinrich. »Der hat doch Verstand. Du aber warst so lange verreist, und hast uns nicht ein einziges Mal grüßen

lassen! Aber wer kommt dort? Ist das nicht ein königlicher Lakai?«

»Ja; ich kenne ihn sehr genau, opgleich er heut in Civil geht. Es ist der Leipdiener der Majestät. Ich glaube, der will zum Meister.«

Es war so. Der Diener frug nach Brandauer, und als er hörte, daß dieser zu Hause sei, trat er in die Wohnstube der Schmiede, in welcher Max mit den Eltern saß und diesen Boten erwartet zu haben schien. Derselbe grüßte höflich, und richtete dann seinen Auftrag aus:

»Ich soll melden, daß die Majestät heut inkognito die Oper besuchen werden.«

»Gut,« antwortete Max. »Wann werden königliche Hoheit gehen?«

»Sie haben das Schloß bereits verlassen.«

»Wann werden sie zurückkehren?«

»Spät, da sie noch eine Kahnfahrt zu machen beabsichtigen.«

»Danke. Gute Nacht!«

»Gute Nacht!«

Der Diener entfernte sich und Max wandte sich zum Vater:

»Diese Vorsicht ist ganz am rechten Orte. Nicht einmal der Leibdiener braucht zu wissen, daß der König einen ganz anderen Weg vorhat. Du also gehst in den Garten des Herzoges und bewachst den Eingang zu der geheimen Treppe, damit Du mich bei meiner Rückkehr unterrichten kannst. Ich gehe.«

Die Meisterin trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Max, sei nicht zu kühn! Du weißt, daß Dir Gefahr droht.«

»Ich weiß es, Mutter. Aber gerade weil ich diese Gefahr kenne, ist sie für mich nicht

vorhanden. Übrigens gehe ich nicht ohne Waffen und ohne Begleitung.«

Er steckte ein Messer und einen Revolver zu sich und trat vor das Haus, wo die Gesellen saßen. Die Lehrjungen waren nicht zugegen.

»Habt Ihr Zeit?« frug er.

Sofort erhoben sich alle Drei.

»Das versteht sich ganz von selber,« antwortete Thomas.

»Natürlich!« stimmte Heinrich bei.

»Das ist am Den,« nickte auch Baldrian.

»Ihr sollt mich begleiten; aber kein Mensch darf erfahren, wohin wir gegangen sind, und was wir vielleicht zu sehen und zu hören bekommen.«

Thomas machte sein bestes militärisches Honneur.

»Zu Pefhl, Herr Doktor!«

»Aber unser Spaziergang ist nicht ganz ungefährlich. Es ist möglich, daß wir in eine Schlägerei kommen.«

»Damit pin ich ganz und gar zufrieden. Ich hape so seit langer Zeit nicht mehr gewußt, op ich noch einen guten Hiep zu führen vermag.«

»Nehmt Eure Hämmer mit und einige Stricke.«

»Zu Pefhl, Herr Doktor!«

In weniger als einer Minute standen sie bereit.

»Unser Weg geht durch die Stadt, hinaus nach der Klosterruine. Wir dürfen uns jetzt nicht zusammen sehen lassen. Darum theilen wir uns. Jeder schlägt einen andern Weg ein und hinter dem ersten Busch vor der Stadt treffen wir uns.«

Er ging und die Andern folgten ihm in verschiedenen Intervallen.

Er hatte sich möglichst verhüllt, so daß er nicht erkannt werden konnte, falls er je einem Bekannten begegnete. Dabei vermied er die Hauptstraßen und gelangte nur durch entlegene Seitengassen in das Freie, wo zur Seite der Straße ein kleines Gesträuch die Ufer eines Wassers einfäßte. Darauf schritt er zu. Es war dunkel und er dämpfte seine Schritte bis zur Unhörbarkeit; dennoch aber hatte man sein Kommen bemerkt, denn kaum hatte er den Rand des Busches erreicht, so tönte ihm die leise Frage entgegen:

»Wer da?«

»Brandauer,« antwortete er ebenso leise.

»Allein?«

»Es kommen noch die Gesellen.«

»Bald?«

»Sie werden jedenfalls in wenigen Augenblicken hier sein.«

»Das ist gut; denn wir müssen die Ruine doch eher erreichen als die Andern. Bist Du gehörig bewaffnet, Max?«

»Ja, Majestät. Du auch, Major?«

»Ja,« antwortete der Major von Wallroth, welcher den König begleitet hatte.

In diesem Augenblicke vernahm man nahende Schritte. Max frug, den Schritt erkennend:

»Baldrian?«

»Das ist am Den.«

»Tritt her.«

Gleich darauf kamen auch Thomas und Heinrich, und dann setzten sich die sechs Männer der Ruine zu in Bewegung. Am Fuße des Berges angekommen, schlugten sie nicht den nach der Spitze desselben

führenden Fahrweg ein, sondern Max glimmte, den Andern voran, den schmalen Steig empor, den er bereits bei früherer Gelegenheit eingeschlagen hatte. Dies war für den König eine Anstrengung, welche zur Folge hatte, daß sie die Ruine nur höchst langsam erreichten. Dennoch aber befand sich noch Niemand oben, wie sich Max durch eine sehr sorgfältige Rekognition überzeugte.

»Kommt Ihr mit mir!« gebot er, als er von derselben zurückgekehrt war, den Gesellen.

Er führte sie außerhalb der Ruinen hinter eine Mauer, deren eingefallene Theile eine Art von Höhle bildeten, welche sich sehr gut zu einem Verstecke eignete.

»Hier verbergt Ihr Euch und wartet. Passirt nichts, so hole ich Euch ab; brauchen wir aber Eure Hilfe, so ahme ich den Ruf einer Teichunke nach. Wenn Ihr diesen hört, so kommt Ihr schleunigst dahin, von wo Ihr ihn hörtet. Das Übrige wird sich dann finden.«

»Zu Pefhl, Herr Doktor!« meinte Thomas, und kroch in das Loch. Die beiden Andern folgten ihm. Er kehrte zu dem König zurück.

»Wohin wirst Du uns postiren?« frug dieser.

»Zunächst hierher an den Aufgang, wo auch ich bleiben werde. Den Herrn Major aber werde ich so plaziren, daß er beobachten kann, ob sie Alle in den Brunnen steigen.«

Dies geschah. Der Major legte sich hinter denselben Mauervorsprung, welcher Max einmal als Versteck gedient hatte, und dieser letztere nahm mit dem Könige zwischen den Sträuchern Platz, neben denen der Fahrweg auf das Plateau des Berges mündete. Sie sprachen kein Wort mit einander, denn der geringste Laut hätte ihre Anwesenheit verrathen können. Aber gerade diese Lautlosigkeit war ganz geeignet, allerlei Gedanken und Gefühlen Audienz zu geben, welche die Herzen der beiden Männer in noch nähere Verbindung

brachten, als sie bereits bis zu dieser Stunde stattgefunden hatte.

Da erklangen Schritte. Das war nicht eine, sondern das waren zwei Personen. Sie blieben hart neben den Lauschern stehen.

»Noch Niemand hier,« meinte der Kleinere von den Beiden.

»Das ist Penentrier!« flüsterte Max dem Könige zu.

»Weißt Du dies genau, Bruder?«

»Ja; sonst müßte der Posten bereits hier stehen. Er ist der Erste, der einzutreffen hat.«

»So sollte er bereits hier sein!«

»Wir kommen zu früh.«

»Kann sich nicht zufälliger Weise ein Fremder hier befinden?«

»Glaube das nicht. Wer hat um diese Stunde hier oben etwas zu suchen? Und überdies ist dieser Ort in der ganzen Umgebung verrufen. Bei Tage besucht man ihn seiner Romantik wegen; des Nachts aber wagt es kein Mensch ihn zu betreten, denn es geht die Sage, daß die Seelen der Mönche hier umgehen und Jedem, der ihnen zu nahe kommt, Tod und Verderben bringen.«

»Diesen Aberglauben habt Ihr natürlich bedeutend unterstützt?«

»Versteht sich!« lachte der kleine Rentier.
»Er kommt uns ja ganz außerordentlich zu statten. Übrigens sind wir heut vielleicht zum letzten Male hier.«

»Ah! Wie so?«

»Es sind Umstände eingetreten, welche uns zwingen, unser Werk außerordentlich zu beschleunigen.«

»Welche Umstände könnten dies sein?«

»Du wirst nachher von ihnen hören. Ich habe sie natürlich der ganzen Versammlung vorzutragen.«

»Der Herzog kommt auch?«

»Es war so bestimmt. Aber die erwähnten Umstände machen es ihm unmöglich. Ich werde ihn von unsren Beschlüssen benachrichtigen.«

»Noch heute?«

»Sofort wenn wir beschlossen haben.«

»In seiner Wohnung?«

»Ja. Es wird nur einer seiner vertrautesten Diener munter sein, so daß mein Kommen völlig unbeachtet bleibt. Doch horch; da kommt wer!«

Allerdings kam jetzt Jemand langsam und leise den Weg daher.

»Woher?« frug Penentrier mit halblauter Stimme.

»Aus dem Kampfe,« ertönte die ebenso gegebene Antwort.

»Wohin?«

»Zum Siege.«

»Wodurch?«

»Durch die Lehre Loyola's.«

»Der Bruder mag seinen Posten antreten.
Wir gehen weiter.«

Die beiden Ersten entfernten sich nach dem Brunnen zu, der zuletzt Gekommene aber blieb stehen, um die Wache zu übernehmen. Von Zeit zu Zeit kam ein Neuer dazu, der sich durch die Parole legitimirte und passiren durfte. Max und der König zählten über zwanzig Gestalten, während es damals, als der erstere sie allein beobachtete, nur vierzehn gewesen waren.

Jetzt schien die Reihe geschlossen zu sein; denn der Posten entfernte sich auf einige Schritte und legte sich in das Gras.

»Was werden wir thun?« frug der König flüsternd.

»Bestimmen Ew. Majestät.«

»Den Posten überwältigen, so daß er keinen Laut zu geben vermag, und dann die Andern im Brunnen gefangen halten, bis wir Sukkurs haben sie abzuführen.«

»Darf ich mir eine andere Meinung gestatten?«

»Sprich, Max!«

»Wäre der Herzog bei ihnen, und hätten wir die Überzeugung, daß sie alle ihre Skripturen mitgebracht haben, so wäre Ew. Majestät Plan ganz vortrefflich, denn wir bekämen sämmtliche Leiter der Bewegung in unsere Hände und hätten jede nothwendige Unterlage, sie ihrer verbrecherischen Pläne vollständig zu überführen. Diese beiden Voraussetzungen sind aber nicht eingetroffen. Wenn wir diese Leute, die wir unmöglich belauschen

können, arretiren, wissen wir nicht, ob wir ihnen jemals etwas beweisen können. Es ist sehr wahrscheinlich, daß keiner von ihnen ein Geständniß ablegen wird, und der Herzog als Hauptperson entgeht uns ganz und gar.«

»Du hast Recht; doch, was schlägst Du vor?«

»Wir haben gehört, daß dieser Penentrier den Herzog sofort nach Schluß der geheimen Session besuchen wird. Sie dann zu belauschen ist kein Ding der Unmöglichkeit, und dann — — «

»Dann,« fiel der König eifrig ein, »nehme ich sie sofort Beide gefangen!«

»Entschuldigung, Majestät, das wäre gefährlich.«

»Wie so?«

»Durch den geheimen Gang können sich höchstens zwei Personen, also nur wir

Beide, in die Bibliothek des Herzogs wagen. So stehen also zwei gegen zwei, und wenn wir ihnen auch überlegen wären, so würde doch ein Ruf des Herzogs genügen, uns in seine Hände zu bringen. Er ist nur von treuen Kreaturen umgeben, und wenn wir spurlos verschwinden, wer will ihm beweisen, daß dies gerade bei ihm geschehen ist?«

»Dein Vater, welcher ja in seinem Garten Wache steht und auf unsere Rückkehr warten wird.«

»Wenn Ew. Majestät verschwunden sind, fehlt ihm dem Herzog gegenüber alle hierzu nöthige Macht. Und wer weiß, wie weit der Einfluß dieser Menschen schon Platz gegriffen hat, so daß die Bemühungen aller Redlichen nicht allein vergeblich, sondern auch mit großer Gefahr für sie verbunden wären.«

»Du siehst sehr schwarz. Sollten die Bemühungen eines Regenten, der nur an das Wohl seines Volkes denkt, so sehr

verkannt werden und einen solchen Undank
finden?«

»Majestät, ich möchte hier ein schweres
Wort sprechen, aber ich darf es nicht.«

»Du darfst!«

»Dem Manne, aber nicht der Majestät
gegenüber.«

»Die Majestät befiehlt Dir, es zu sprechen!«

Kapitel

Sechzehntes Kapitel.Kampf und Sieg.

Einige Tage vor den letzt erzählten Ereignissen breitete ein stürmischer regnerischer Abend seine dunklen Schwingen über die Residenz von Süderland aus. Der Schein der Straßenlaternen vermochte kaum die Fluth der herabströmenden Tropfen zu durchdringen, und wer nicht durch Noth oder Pflicht gezwungen war die Straße zu betreten, der blieb sicherlich daheim in seiner geschützten Wohnung.

Dennoch gab es einen der äußeren Stadttheile, in welchem ein aufmerksamer Beobachter verschiedene Gestalten bemerkt hätte, die hier und da schnell über das falbe Laternenlicht zu huschen versuchten. Wer ihnen gefolgt wäre, der hätte jedenfalls bemerkt, daß sie alle nach einem und demselben Ziele steuerten, nämlich einem in schönen Tagen sehr viel besuchten

Vergnügungsorte, welcher, ungefähr eine halbe Stunde von der Residenz entfernt, in beinahe ländlicher Einsamkeit zwischen den Anfängen eines Laubwaldes verborgen lag.

Hatten sich diese Leute nur wegen des niederströmenden Regens so sorgfältig verhüllt, oder gab es noch einen andern Grund der sie veranlaßte, sich und ihre Gesichter so wenig wie möglich bemerkbar zu lassen? Kam es je vor, daß einer in schnellerem Schritte den andern überholte, so geschah dies ohne Wort und Gruß, trotzdem sie sichtlich einen und denselben Zweck verfolgten, welcher auch vornehme Personen herbeiziehen schien, denn es rollten auch öfters Kutschwagen und sogar feine Equipagen die Straße entlang, und es war sonderbar, daß dieselben nicht ganz bis zum bereits angegebenen Ziele fuhren, sondern immer in einiger Entfernung von demselben halten blieben, bis die Insassen ausgestiegen waren und dann in schnellem Tempo wieder zurückkehrten.

Unter all den einzelnen Fußgängern hätte man nur ein einziges Mal Zwei bemerken können, welche sich beständig neben einander hielten. Der eine von ihnen war hoch und breitschultrig gebaut; der andere war von kleiner schmächtiger Figur. Wäre es Tag oder heller gewesen, so hätte man noch Folgendes bemerken können:

Der von einem dichten Haarwuchse bewaldete Kopf des Großen zeigte ein vom Wetter hart mitgenommenes Gesicht, dessen scharfes und offenes Auge mit den derben gutmüthigen Zügen sehr glücklich harmonirte. Dieser Kopf war bedeckt von einem Hute, der so alt war, daß man den Stoff, aus welchem man ihn gefertigt hatte, und die ursprüngliche Farbe nur nach einer eingehenden chemischen Untersuchung hätte bestimmen können. Er war in unzählige Knollen und Falten gedrückt, und weil sein Besitzer jedenfalls eine freie Stirn liebte, so hatte er denjenigen Theil der breiten Krämpe, welcher bestimmt ist das Gesicht zu beschatten, sehr einfach mit dem Messer abgeschnitten. Der Oberleib stak in

einem kurzen, weiten, seegrünen Rocke,
dessen Ärmel so kurz waren, daß man den
vorderen Theil der sauber gewaschenen
Hemdärmel sah, aus denen ein paar braune
riesige Hände hervorblieben, die einem
vorsündfluthlichen Riesengeschöpfe
anzugehören schienen. Unter dem breit
über den Rock geschlagenen sauberen
Hemdkringen blickte ein roth und weiß
gestreiftes Halstuch hervor, dessen Zipfel
weit über die Brust herab bis auf den Saum
der blau und orange karirten Weste hingen.
Die Beine staken in hochgelben
Nankinghosen, welche in fett getheerten
Seemannsstiefeln verliefen, in die zur Noth
ein zweijähriger Elephant hätte steigen
können. Sein Gang schlug herüber und
hinüber, von Backbord nach Steuerbord und
von Steuerbord wieder nach Backbord,
gerade wie bei einem lang befahrenen
Matrosen, der während der Dauer von
vielen Jahren den festen sichern Erdboden
nicht unter den Füßen gehabt hat. Das
große Frauentuch, in welches er des Regens
wegen seinen Oberkörper jetzt geschlagen
hatte, hätte am Tage sicher gerechtes

Aufsehen erregt, denn es zeigte alle möglichen Blumen und Arabesken, die in den hellsten und schreiendsten Farben des Regenbogens erglänzten.

Der Andere trug eine rothe phrygische Mütze, unter welcher ein rabenschwarzes Haar in langen Locken hervorquoll. Sein hageres Gesicht war außerordentlich scharf geschnitten und zeigte jenen eigenthümlichen orientalischen Typus, welchen man in dieser Ausprägung nur bei den Zigeunern zu sehen pflegt. Sein schwarzes unruhiges Auge wanderte scharf und ruhelos von einem Gegenstande zum andern, und jeder Zollbreit des Mannes zeigte jene Beweglichkeit und Rastlosigkeit, die dem wandernden Volke der Gitani eigenthümlich ist. Seine Kleidung war einfach, bequem und nicht so auffallend in Form und Farbe wie diejenige seines gigantischen Reisegefährten, doch trug sein schwankender Gang ganz dieselben Spuren einer zurückgelegten längeren Seereise.

Auch er hatte sich in ein Frauentuch gehüllt, welches durchweg dunkelroth gefärbt war. Der Seemann liebt einmal die hellen Farben.

Die Umschlagetücher schienen nur zum Schutze der Kleidung vorhanden zu sein, denn Beide trugen die Köpfe hoch wie beim schönsten Wetter und ließen sich den Regen mit aller Gemüthlichkeit in das Gesicht schlagen; er schien sie auch nicht im mindesten in ihrer Unterhaltung zu stören.

Wer sie früher einmal gesehen hätte, wäre jetzt trotz des Dunkels sicher nicht an ihnen vorübergegangen, ohne Beide zu erkennen: den Bootsmann Karavey und den Steuermann Schubert, den Bruder des Obergesellen Thomas.

»Heiliges Mars- und Brahmenwetter,« meinte der Riese, »ist das hier eine Zucht und Unordnung!«

»Was?«

»Daß diese Wagen vorübersegeln, ohne zu fragen, ob es noch andere Kreaturen gibt, die auf Erden wandeln. Dieser letzte hätte mich beinahe über den Haufen gerissen, und ich bin mit Koth bespritzt von der Mastspitze an bis zum Kiele herab.«

»Geht wieder weg!«

»Aber mein schönes neues Tuch! Das Wasser thut nichts, aber dieser Dreck. Wer soll morgen noch die Blumen und Guirlanden erkennen! Aber weiter mit Deiner Insel!«

»Gut also! Diese Höhle zu finden, macht mir keiner nach, und auch ich hätte sie nicht entdeckt, wenn mich nicht dieser Zufall hingeführt hätte.«

»Aber warum nahmst Du nicht alle Steine und das ganze Gold mit fort?«

»Das hätte mir sehr verhängnißvoll werden können. Ich hatte mir nur einige Proben des Schatzes mitgenommen, als ich in meine

Hütte zurückkehrte, und bereits am andern Morgen kam das Schiff in Sicht, welches mich nachher aufnahm. Konnte ich mehr holen? Die Leute wären mir gefolgt und hätten meinen Schatz ganz sicherlich entdeckt.«

»Das ist wahr. Aber ist er denn wirklich so bedeutend?«

»Ich verstehe mich nicht darauf ihn abzuschätzen, aber nach dem, was ich für den einen Rubinen nur erhalten habe, der mir gewiß nicht hoch genug bezahlt worden ist, sind viele Millionen vorhanden.«

»Heiliges Mars- und Brahmenwetter, da wollte ich doch gleich, daß ich auch einmal über diese Juweleninsel hinwegstolperte!«

»Sind wir hier zu Lande fertig, so fahren wir hin, Steuermann, und holen die Steine.«

»Aber wenn Dir etwas passirt? Die Zeiten sind so, daß man seine Schiffsbücher sehr in Ordnung halten sollte.«

»Ist bereits geschehen. Im Rücken meiner Weste sind einige Papiere eingenäht, die Alles enthalten, was zu wissen nothwendig ist. Sollte mir etwas passiren, so bist Du der Vollstrecker meines Testamente. Auch Zarba weiß davon; sie hat die Abschriften in der Tannenschlucht versteckt.«

»Still, Bootsmann, vom Testamente! Ich mag nichts erben und habe auch gar nicht gemeint, daß gerade Dich ein Unglück ansegeln soll. Aber dort guckt ein Licht zwischen den Bäumen heraus. Sollte da der Hafen sein, in den wir einlaufen müssen?«

»Jedenfalls, wenn die Beschreibung stimmt.«

»Also wie heißt der Kerl, an den wir uns zu wenden haben?«

»Karl Goldschmidt.«

»Und was für ein Wort müssen wir sagen?«

»Es sind zwei. Vor der äußenen Thür "Vergeltung" und vor der zweiten "Rache." Bei zwei Stichworten hat man eine größere Sicherheit als bei nur einem.«

»Natürlich. Hier scheint der Weg abzuzweigen. Also hinüber nach Steuerbord!«

Sie kamen an ein Gebäude, welches eine sehr breite Fronte hatte. Dennoch war nur ein einziges Fenster erleuchtet, aber so scharf, daß die Strahlen des Lichtes weit hinaus auf die Straße fielen. Die Thür war verschlossen. Karavey klopfte an. Nach einigen Sekunden ließen sich Schritte hören, welche sich von innen der Thür näherten.

»Wer klopft?«

»Gäste.«

»Weshalb?«

»Zur Vergeltung.«

Der Riegel wurde geöffnet.

»Eintreten.«

Es war vollständig finster im Flur, so daß sie die Person nicht erkennen konnten.

»Wohin?« frug Karavey.

»Ah, Ihr seid noch nicht dagewesen?«

»Nein.«

»So!« klang es zurückhaltend. »Geradeaus trefft Ihr den Eingang.«

Sie tasteten sich im Dunkel vorwärts, bis sie an eine Thür kamen; dort klopften sie wieder an.

»Wer ist da?« klang es von Innen.

»Gäste.«

»Ihr wollt herein?«

»Ja.«

»Wozu?«

»Zur Rache.«

»Kommt!«

Die Thür wurde aufgemacht, und sie traten in ein kleines Gemach, in welchem eine bedeutende Zahl abgelegter Röcke, Mäntel, Hüte und Schirme errathen ließ, daß sehr viele Leute vorhanden seien. Der Mann, welcher ihnen geöffnet hatte, betrachtete sie verwundert und beinahe mißtrauisch.

»Wer seid Ihr?«

Diese Frage schien nicht nach dem Geschmacke des Steuermanns zu sein.

»Heiliges Mars- und Brahmenwetter, sehen wir etwa aus wie Verräther und Spitzbuben! Wir haben die Parole, und damit basta! Wo ist die Versammlung?«

Während dieser Worte hatte er sein Umschlagetuch abgenommen, so daß der

Thürhüter seine Gestalt und seinen Habitus sehr eingehend mustern konnte. Er lächelte.

»Alle Teufel, seid Ihr ein forscher Kerl! Ihr waret Beide noch nie hier, und da wird man wohl fragen können, wer Ihr seid. Es ist dies sogar meine Pflicht.«

»Schön. Ich heiße Balduin Schubert und bin Steuermann auf Seiner Norländischen Majestät Kriegsschiffe Neptun; dieser Mann ist mein Freund, der Bootsmann Karavey.«

»Schön. Ihr seid Freunde und könnt durch jene Thür eintreten, Vorher aber möchte ich Euch fragen, ob Euch irgend ein besonderer Umstand herführt.«

»Werdet es wohl noch erfahren!«

Er warf sich das nasse Tuch über die eine Achsel und schritt zu der bezeichneten Thür. Der Bootsmann folgte. Sie traten in einen hell erleuchteten saalähnlichen Raum, dessen sämmtliche Fenster so dicht

verhangen waren, daß sicherlich von außen kein Lichtstrahl zu bemerken war. Auf den vorhandenen Bänken und Stühlen saßen wohl mehrere hundert Personen, welche den verschiedensten Ständen anzugehören schienen. Sogar Offiziere waren vorhanden, wie man, obgleich sie Civil trugen, an ihrem Äußerem erkennen konnte. Im Hintergrunde war eine Rednertribüne errichtet, auf welcher ein junger Mann stand, der soeben einen Vortrag beendigt zu haben schien, dessen Wirkung eine außerordentliche war, denn alle Hände klatschten und alle Stimmen vereinigten sich zu einem rauschenden Beifallssturme.

Kellner liefen geschäftig hin und her, um die geheimnißvollen Gäste zu bedienen, und das war ein Anblick, bei welchem sich die Miene des Steuermannes sichtlich erheiterte.

»Komm, Bootsmann! Hier ist noch Platz. Heut ist Grogwetter. Nimmst Du einen mit?«

»Ja.«

»Kellner!«

Der laute Ruf dieser Stimme war bei der nach dem Applaus eingetretenen Stille über den ganzen Raum hin zu vernehmen, und Aller Augen wandten sich den zwei Männern zu, deren Eintritt man gar nicht bemerkt hatte. Das Äußere derselben erregte auch hier eine bemerkbare Verwunderung.

Der Kellner erschien.

»Sie wünschen?«

»Zwei Grogs und Auskunft.«

»Auskunft worüber?«

»Ist ein Mann zugegen, welcher Karl Goldschmidt heißt?«

»Ja. Es ist der Herr, welcher soeben gesprochen hat.«

»Wir haben mit ihm zu reden.«

»Mit ihm? Dem Präsidenten?«

»Ja. Schicken Sie ihn her!«

Der Literat Goldschmidt, ganz derselbe, welcher jenes unglückliche Rencontre mit dem wilden Prinzen gehabt hatte, war vom Podium gestiegen und kam, als ihm der Kellner den Wunsch der Beiden gemeldet hatte, herbei. Sein Gesicht war noch sehr bleich, ganz wie das eines Mannes, der erst vor Kurzem von einer schweren Krankheit genesen ist und sich noch nicht vollständig erholt hat. Er reichte den Beiden freundlich die Hand.

»Sie sind Eingeweihte?«

»Ja.«

»Aber keine Führer, denn sonst müßte ich Sie kennen. Hier verkehren nicht gewöhnliche Mitglieder, sondern nur die

Führer, und daher vermuthe ich, daß Sie Boten irgend eines Bruders sind.«

»Boten sind wir allerdings,« antwortete Karavey, »aber nicht von einem Bruder, sondern von einer Schwester.«

»Von einer Schwester?« frug Goldschmidt freudig überrascht. »Wir haben nur eine einzige Schwester, und erwarten von ihr allerdings wichtige Botschaften.«

»Zarba?«

»Ja. Ihr kommt von ihr?«

»Von ihr. Ich habe diesen Brief an Sie abzugeben.«

Goldschmidt nahm ihn in Empfang, öffnete und las ihn. Seine Augen leuchteten auf; er eilte davon und betrat die Tribüne.

»Meine Brüder. Soeben ist mir ein Schreiben unserer geheimnißvollen Anführerin zugegangen, welches unserem Warten ein Ende macht und uns zum

schleunigsten Handeln auffordert. Die Truppenbewegungen an der Grenze haben nicht den Zweck der Übung, sondern sie bedeuten eine Invasion nach Norland. Der Aufstand dort ist bis in das Kleinste eingeleitet, und das geringste unvorhergesehene Ereigniß kann den Schneeflocken bewegen, welcher zur Lawine wird. Halten wir uns daher bereit. Die Erhebung unseres Nachbarvolkes ist eine künstlich vorbereitete, nicht eine aus gerechtfertigten Ursachen sich natürlich entwickelnde wie die unsrige. Der Herzog von Raumburg trachtet nach dem Throne; er will ihn auf dem Wege der Revolution beschreiten. Er wird Tausende um Freiheit, Glück und Leben bringen, ohne seinen Zweck zu erreichen, denn die Regierung kennt seine Umrübe und wird ihn mit seiner eigenen Waffe schlagen. Die beiden unter dem Prinzen Hugo stehenden Armeekorps sind bestimmt, auf den ersten Ruf Raumburgs in Norland einzurücken und ihn zu unterstützen, während unser übriges Militär bereit steht, nachzufolgen. Wir sind klüger und vorsichtiger gewesen

als dieser Herzog, der sein Volk dem angestammten Könige entfremdete, um selbst zum Herrscher und Tyrann zu werden. Kein Uneingeweihter ahnt, daß im Innern Süderlands selbst das Feuer glimmt, welches da drüben mit Gewalt angefacht werden soll. Wenn der König von Norland sein Ohr dem richtigen Rathe zuwendet und seinen Unterthanen eine Konstitution verheiße, so wird ihm Alles entgegenjubeln und der Aufstand wird zu einer ungeheuren Beifallsbewegung werden. Dann stehen unsere Truppen drüben isolirt und beschämt. Diesen Affront müssen wir benutzen und vorher Alles aufbieten, ihn hervorbringen zu helfen.«

Lebhafte Beifallsrufe belohnten diese Worte. Er fuhr weiter fort:

»Dies geschieht am Besten dadurch, daß wir unser Militär degeneriren, jeden strategischen und taktischen Zusammenhang zerstören und ganz besonders unsere Marine zerstreuen. Wir wissen, daß sich binnen jetzt und wenigen

Tagen eine Kriegsflotte in Tremona sammeln wird, um Süderhafen zu nehmen und die norländischen Küsten zu blockiren. Dies muß verhindert werden. Es sind Brüder unter uns, welche zu den höchsten Angestellten der Marine und des Kriegsministeriums gehören. Ihnen wird es leicht, alle Fäden zu zerreißen, welche Norland und uns gefährlich werden können. Erlauben Sie mir, diesen Brief vorzulesen und dann zur Berathung zu schreiten!«

Er las das Schreiben Zarbas vor, welches ungetheilten Beifall fand und alle mit Bewunderung über die Allwissenheit der Zigeunerin erfüllte. Dann bildeten sich einzelne Gruppen zur lebhaftesten Diskussion, um welche sich aber weder Karavey noch der Steuermann viel bekümmerten.

Kapitel

Kapitel